

German Labour History Association (Hg.):

THOMAS-WELSKOPP- DISSERTATIONSPREIS 2024

GLHA-Schriften **3**

GLHA
GERMAN LABOUR HISTORY ASSOCIATION

German Labour History Association (Hg.):

**THOMAS-WELSKOPP-
DISSERTATIONSPREIS 2024**

Bochum 2025

Impressum

GLHA-Schriften 3

Herausgeber der Reihe:

Der Vorstand der German Labour History Association

Stefan Berger (Vorsitzender)

c/o Clemensstraße 17-19, 44789 Bochum

www.germanlabourhistory.de

ISSN (Print): 2702-2420

ISSN (Online): 2702-2439

Redaktion: Jan Kellershohn, Sibylle Marti

Layout/Herstellung: MediaService GmbH Druck und Kommunikation

Alle Rechte vorbehalten

INHALT

| | |
|---|-----------|
| Vorwort | 5 |
| Christian Koller | |
| Laudatio auf Philipp Krauer | 7 |
| Philipp Krauer | |
| Schweizer Söldner in Niederländisch-Ostindien. | |
| Militärische Arbeitsmigration und koloniale Verflechtungen | |
| im 19. Jahrhundert | 11 |
| 1. Einleitung | 11 |
| 2. Vorbemerkungen zur militärischen Arbeit | 13 |
| 3. Nachfrage nach militärischer Arbeit | 14 |
| 4. Transformation des militärischen Arbeitsmarktes | 15 |
| 5. Angst vor Überbevölkerung und Proletariat | 16 |
| 6. Söldner werden | 18 |
| 7. Von der Schweiz via Harderwijk nach Java | 20 |
| 8. Kasernenleben zwischen Lazarett und sozialen Spannungen | 22 |
| 9. Koloniale Gewalt | 24 |
| 10. Die Sphäre der Intimität | 26 |
| 11. Exkurs: Ein bürgerliches Familienmodell? | 28 |
| 12. Koloniale Geldströme | 31 |
| 13. Kulturelle Rückwirkungen | 32 |
| 14. Fazit | 34 |

| | |
|--|-----------|
| Knud Andresen | |
| Laudatio auf Kornelia Rung | 37 |
| | |
| Kornelia Rung | |
| International, feministisch, fair? | |
| Textile Arbeitswelten und Solidarität im Strukturwandel | 41 |
| 1. Einleitung | 41 |
| 2. Die Gewerkschaft Textil-Bekleidung: Die „Opfer“ und die Anderen | 43 |
| 3. Die Internationale Arbeitsorganisation (IAO): | |
| Anspruch und Wirklichkeit von Solidarität | 48 |
| 4. „Jute statt Plastik“ und die „Adler-Aktion“: | |
| Transnationale Solidarität im Lokalen? | 54 |
| 5. Zusammenfassung | 61 |

VORWORT

Es ist uns eine große Freude, diese Broschüre, die die dritte Verleihung des Dissertationspreises der German Labour History Association dokumentiert, der geneigten Öffentlichkeit vorzulegen. Nach der Verleihung in Bochum im Jahr 2020 an Melina Teubner und im Jahr 2022 in digitaler Form an Olga Sparschuh ist mit der Verleihung auf der dritten Tagung der GLHA, die vom 13. bis 15. November 2024 unter dem Titel „Drecksarbeit. Materialitäten, Semantiken und Praktiken seit dem 19. Jahrhundert“ in Dortmund stattfand, eine Besonderheit verbunden: Die Auswahljury konnte auch nach intensiver Beratung aus den zahlreichen eingegangenen Arbeiten keinen eindeutigen ersten Platz bestimmen. Im Einvernehmen mit dem Vorstand der GLHA wurde daher in diesem besonderen Fall beschlossen, zwei Preise zu vergeben. Die Studien von Kornelia Rung und Philipp Krauer bezeugen damit die epochale, methodische und thematische Breite, die die Geschichte der Arbeit und der Arbeitswelten in den letzten Jahren gewonnen hat.

Seit dieser Verleihung trägt der Preis der GLHA den Namen Thomas-Welskopp-Dissertationspreis. Die GLHA ehrt damit den 2021 verstorbenen Historiker, der zu den Initiatoren und Gründungsmitgliedern des Vereins gehörte und der die gegenwärtige Arbeitsgeschichtsschreibung maßgeblich geprägt hat. Mit dem Preis zeichnet die GLHA Dissertationen aus, die methodisch, analytisch und empirisch einen herausragenden Beitrag zur Arbeitsgeschichtsschreibung im deutschsprachigen Raum leisten.

Wir danken im Namen des Vorstandes der GLHA den Jurymitgliedern des Dissertationspreises, die ein umfassendes Lektürepensum zu bewältigen hatten, und hoffen, auch mit dieser Broschüre zur mehr als verdienten Verbreitung der beiden ausgezeichneten Arbeiten beitragen zu können.

Halle (Saale) und Bern im November 2025
Jan Kellershohn und Sibylle Marti

LAUDATIO AUF PHILIPP KRAUER

Philipp Krauer erforscht in seiner Dissertation erstmals die Geschichte von rund 5.800 Schweizer Söldnern, die zwischen 1848 und 1914 in der niederländischen Kolonialarmee (KNIL) Dienst taten. Während die Schweizer in der französischen Fremdenlegion im 19. und 20. Jahrhundert Gegenstand mehrerer neuerer Studien waren, hat der Dienst in der KNIL bisher kaum Forschungsinteresse gefunden. Krauers Dissertation ist daher eine Pionierstudie – und zwar eine exzellente, die zu mehreren dynamischen Feldern beiträgt, darunter die „New Imperial History“, die Geschichte der „kolonialen Schweiz“, die „New Military History“ und nicht zuletzt und auf innovative Art und Weise auch die „Global Labour History“. Die Dissertation stützt sich auf einen sehr breiten Quellenkorpus, der aus offiziellen Akten in verschiedenen schweizerischen und niederländischen Archiven, Parlamentsdebatten, privaten Papieren und Briefen (einige davon aus Privatarchiven), zeitgenössischen Zeitschriften und Zeitungen, Memoiren und auch visuellen Quellen wie Fotos und Ansichtskarten besteht. Darüber hinaus geplante Archivrecherchen in Indonesien mussten aufgrund von Reisebeschränkungen während der Corona-Pandemie abgesagt werden.

Die Studie geht drei Fragenkomplexen nach: Erstens erörtert sie den Beitrag der europäischen Söldner zur Bildung des niederländischen Kolonialreichs in Südostasien und zur Entwicklung einer transimperialen Infrastruktur, die der Rekrutierung und Verwaltung von Söldnern für den niederländischen Dienst in ganz Europa diente. Zweitens wird untersucht, wie die Schweizer Söldner mit den kolonisierten Gesellschaften interagierten und sich in diese integrierten. Und drittens fragt Krauer nach den vielschichtigen sozialen, kulturellen

und wirtschaftlichen Rückwirkungen dieser Schweizer Imperialkarrieren auf die Schweiz des 19. Jahrhunderts.

Das erste der vier Hauptkapitel konzentriert sich auf den Strukturwandel des transimperialen Söldnermarktes im 19. Jahrhundert. Es zeigt, dass die übliche Vorstellung vom Ende der Söldnerheere im frühen 19. Jahrhundert und ihrer Ablösung durch „nationale“ Armeen vor allem für den kolonialen Bereich viel zu vereinfacht ist. Auf dem Söldnermarkt des 19. Jahrhunderts wurde die niederländische Nachfrage nach Söldnern mit dem Schweizer Angebot in Beziehung gesetzt. Während sich die meisten Arbeiten zur Schweizer Söldnergeschichte auf das frühneuzeitliche Europa konzentrieren, hebt Krauer zwei bisher eher vernachlässigte Dimensionen hervor: Die Söldnergeschichte als Teil der modernen Schweiz und die Rolle von Söldnern als „tools of empire“.

Das zweite Hauptkapitel „folgt den Männern“, indem es die Spuren junger Schweizer Angehöriger der unteren Gesellschaftsschichten vom Zeitpunkt ihres Auswanderungentschlusses über die niederländischen Truppeneinheiten und ihren Dienst in Niederländisch-Ostindien bis zu ihrer Entlassung oder ihrem Tod untersucht. In diesem Kapitel werden sowohl die Motive (wie die Aussicht auf ein regelmäßiges Einkommen, Unterkunft und Verpflegung) als auch die Lebenswelten untersucht, in die diese Söldner zogen. Im Mittelpunkt stehen das Leben der Söldner in der kolonialen Gesellschaft und ihre ambivalente Stellung in den sozialen und rassistischen Hierarchien in Niederländisch-Ostindien, wo sie zwar zu den dominierenden Kolonialherren europäischer Herkunft gehörten, aber gleichzeitig wenig Sozialprestige genossen. Die sozialen Beziehungen wurden durch die Auswanderung zerrissen und durch neue Formen der Soziabilität wie die Kameradschaft in den Kolonialverbänden oder das Konkubinat mit asiatischen Frauen ersetzt.

Das dritte Hauptkapitel „folgt dem Geld“ von Niederländisch-Ostindien bis in die ländliche Schweiz. Anhand von „kolonialen Geldströmen“ wie Unterschriftenprämien, Renten- und Invaliditätszahlungen und Vermächtnissen, die bis in die entlegensten Alpentäler flossen, untersucht Krauer die Rolle des Kolonialgeldes für die unteren Gesellschaftsschichten und zeichnet die Entwicklung einer transnationalen Bürokratie nach. So hat das Engagement der Schweizer Söldner auch in ihrem Heimatland erhebliche Spuren hinterlassen.

Das letzte Hauptkapitel schließlich untersucht den „kolonialen Blick“ der Schweizer Söldner. Briefe und Postkarten sowie Memoiren reproduzierten rassistische Bilder kolonialer Diskurse und verbreiteten sie bis in die untersten Schichten der ländlichen und städtischen Gesellschaft der Schweiz. Damit

trugen sie zu kolonialistischen Wahrnehmungsmustern in einem Land bei, das zwar selbst nie Kolonien besaß, aber sowohl wirtschaftlich als auch mental stark mit der kolonialen und imperialistischen Ordnung des 19. Jahrhundert verflochten war.

Insgesamt handelt es sich bei Philipp Krauers Dissertation um eine qualitativ hochwertige, gut strukturierte und methodisch überzeugende Studie, die sowohl die Imperialgeschichte als auch die moderne Schweizer Geschichte in postkolonialer Perspektive bereichert. Die Arbeit leistet einen Beitrag zur Geschichte kolonialer militärischer Arbeit in der Moderne, der in seiner Tiefe, Quellenbasis und methodischen Reflexion seinesgleichen sucht. Durch die konsequente Rückbindung an Kolonialherrschaft und Kolonialökonomie arbeitet die Studie sehr anschaulich heraus, dass koloniales Söldnertum nicht nur ein Thema der Militär- und Gewaltgeschichte darstellt, sondern auch integraler Teil der „Global Labour History“ des kolonialen Zeitalters ist. Neben militärischen Operationen – die ihrerseits auch ökonomische Funktionen wie die Eroberung zukünftiger Anbaugebiete hatten – gehörten zum Betätigungsfeld der Kolonialtruppen etwa auch die Errichtung militärischer und ziviler Infrastruktur sowie vielfältige Alltagsarbeiten. Die Gegenwartsrelevanz von Krauers Arbeit ist dadurch eine Doppelte: Zum einen hat mit dem Aufkommen der „Private Military Companies“ seit der Jahrtausendwende das Söldnertum als (oft auch interkontinental agierender) ökonomischer und arbeitsmarktlicher Faktor eine Renaissance erlebt. Zum anderen leistet die Studie einen interessanten Beitrag zur allgemeinen Thematik globalisierter Arbeit. Philipp Krauer ist deshalb ein hochverdienter Gewinner des Thomas-Welskopp-Dissertationspreises 2024.

Christian Koller ist Direktor des Schweizerischen Sozialarchivs in Zürich sowie Titularprofessor für Geschichte der Neuzeit an der Universität Zürich und Dozent für Sozialgeschichte an der FernUni Schweiz.

Philipp Krauer

SCHWEIZER SÖLDNER IN NIEDERLÄNDISCH- OSTINDIEN.

**Militärische Arbeitsmigration und koloniale
Verflechtungen im 19. Jahrhundert**

1. Einleitung

Auf der Suche nach Arbeit und Abenteuer schlossen sich zwischen 1848 und 1914 rund 5.800 Schweizer Söldner der niederländischen Kolonialarmee an, um in Niederländisch-Ostindien (im heutigen Indonesien) zu dienen.¹ Zu Beginn der 1870er Jahre stellten sie dort rund 11 Prozent des europäischen Truppenkontingentes – was in Anbetracht der damals verhältnismäßig geringen Größe der Schweizer Bevölkerung äußerst bemerkenswert ist. Trotz dieser umfangreichen Beteiligung an der gewaltigen Expansion des niederländischen

1 Eine persönliche Bemerkung vorweg: Wissenschaftspreise tendieren dazu, die kollektive Dimension des wissenschaftlichen Betriebs zu verschleiern. Allzu oft werden kollaborative Leistungen auf einzelne Namen reduziert. Ohne den kritischen und inspirierenden, zumal auch herausfordernden Austausch mit meinen Kolleg:innen wäre die hier ausgezeichnete Forschungsarbeit nicht zustande gekommen. Mein besonderer Dank gilt dabei meinen Dissertations-Betreuerinnen und Betreuern Harald Fischer-Tiné, Christof Dejung und Marieke Bloembergen sowie Bernhard C. Schär, der das Projekt „Swiss Tools of Empire“ organisiert und geleitet hat. Ebenso dankbar bin ich den Projektmitarbeitenden Stephanie Willi, Niklaus Müller und Monique Ligtenberg. Darüber hinaus stehe ich in der Schuld von zahlreichen weiteren Freund:innen inner- und außerhalb der Wissenschaft – insbesondere M.B. Sie alle ermöglichten es mir, während etwas mehr als vier Jahren mein Dissertationsprojekt zu verfolgen, das in dem Buch „Swiss Mercenaries in the Dutch East Indies“ mündete. Dieses Buch bildet die Grundlage dieses Aufsatzes: Philipp Krauer: Swiss Mercenaries in the Dutch East Indies. A Transimperial History of Military Labour, 1848-1914, Leiden 2024.

Kolonialreiches, war ihre Geschichte bis zu Beginn meines Dissertationsprojektes 2017 kaum erforscht. Dies überrascht umso mehr, als dass die Geschichte von Söldnern in der Schweizer Historiographie in den letzten zwei Jahrhunderten einen sehr prominenten Platz eingenommen hatte. Die Gründe für diese Forschungslücke sind zahlreich: Erstens herrschte die weitverbreitete Meinung vor, dass die Fremden Dienste abgesehen von der päpstlichen Garde 1859 verboten worden seien. Andererseits waren die meisten Beiträge von einer eurozentrischen Perspektive geprägt, welche die Söldnergeschichte in einem ausschließlich europäischen Kontext verortete, ohne die vielschichtigen Beziehungen zur gewaltvollen Expansion der Kolonialmächte in ihre Analysen miteinzubeziehen.² Ein weiterer Grund dürfte schließlich auch darin liegen, dass sich die Forschung lange auf die Geschichte von Regimentern und ihren Offizieren beschränkte. Die Kolonialsöldner, die meist auf individueller Basis in Fremde Dienste traten und vorwiegend aus der Unter- oder Mittelschicht stammten, lagen dabei meist außerhalb des Interesses. Erst ab den 1980er Jahren rückten im Rahmen einer „neuen“ Militärgeschichte Aspekte der Alltagsgeschichte, der Geschlechtergeschichte oder der Geschichte der militärischen Arbeitsmärkte vermehrt in den Fokus.³

Mit meiner Dissertation wollte ich diese Forschungslücken schließen, beziehungsweise auf das Potential hinweisen, dass sich eröffnet, wenn man die Geschichte der Schweizer Söldner in einen globalen Kontext setzt. Dabei wollte ich klären, inwieweit die militärischen Arbeitsmigranten aus der Schweiz zur Bildung des niederländischen Kolonialreichs im Malaiischen Archipel beitrugen, worin ihre Motivation lag, wie ihr Alltag in der Kolonialarmee aussah, wie sie mit den kolonisierenden sowie kolonisierten Akteur:innen sowie anderen sozialen Gruppen in Niederländisch-Indien interagierten, und schließlich, welche Auswirkungen diese vielschichtigen sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Verflechtungen auf die Schweizer Gesellschaft des 19. Jahrhunderts hatten.

-
- 2 Ich habe diese Gründe bereits ausführlicher andernorts dargelegt. Siehe: Philipp Krauer: Zwischen Geld, Gewalt und Rassismus. Neue Perspektiven auf die koloniale Schweizer Söldnermigration nach Südostasien, 1848–1914, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 71 (2021), 2, S. 229–250, hier S. 229–234.
- 3 Für einen Überblick zur Historiographie über die Fremden Dienste siehe: Philippe Henry/Philipp Krauer: Fremde Dienste, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 31.10.2023, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8608.php> [31.10.2025]. Zur „neuen“ Militärgeschichte: John Whiteclay Chambers: Conference Review Essay. The New Military History: Myth and Reality, in: The Journal of Military History 55 (1991), 3, S. 395–406.

Um diese Fragen zu beantworten, stütze ich mich auf verschiedene Quellen in Schweizer und niederländischen Archiven, auf publizierte Druckschriften, Zeitungen und vereinzelte private Nachlässe. Aufgrund der Corona-Epidemie war es mir leider nicht vergönnt, ausgiebige Archivrecherchen in Indonesien durchzuführen.⁴ Inhaltlich gliederte ich meine Dissertation in vier Kapitel, von denen jedes einzelne einen anderen methodischen Ansatz verfolgte. Dies erlaubte es mir, die Lebenswege der Söldner aus vier verschiedenen Perspektiven zu beleuchten. So nähert sich das erste Kapitel dem Thema aus einer kontextualisierenden ereignis- und strukturgeschichtlichen Perspektive, das zweite aus einer sozialgeschichtlichen, das dritte aus einer wirtschaftsgeschichtlichen und das vierte aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive. Im folgenden Beitrag möchte ich nun einzelne Punkte wie die Veränderungen des globalen militärischen Arbeitsmarktes im 19. Jahrhundert, die Motive der Söldner, den Weg in die Kolonien sowie Aspekte der Intimität und der Gewalt darstellen. Bevor ich aber auf diese inhaltlichen Ergebnisse meiner Dissertation zu sprechen kommen, möchte ich noch ein paar theoretische Vorbemerkungen zur militärischen Arbeit darlegen.

2. Vorbemerkungen zur militärischen Arbeit

Auf den ersten Blick mag es verwegen sein, Söldner⁵ und Soldaten als Arbeiter zu begreifen. Töten ist keine Arbeit, sondern ein Akt der Unmenschlichkeit. Gemäß dem niederländischen Historiker Erik-Jan Zürcher spricht jedoch einiges dafür, zumindest gewisse Aspekte militärischen Handelns als Arbeit zu bezeichnen. Denn neben infrastrukturellen und logistischen Arbeiten wie beispielsweise den Bau von Brücken oder Befestigungsanlagen verrichteten Soldaten auch alltägliche Aufgaben wie Kochen, Putzen und medizinische Versorgung

4 Für eine ausführliche Übersicht der benutzten Quellen siehe: Krauer: Swiss Mercenaries in the Dutch East Indies, S. 26–29.

5 Die Schweizer Kolonialsoldaten werden hier als Söldner bezeichnet, da sie Stephen Morillo folgend zwei wesentliche Kriterien erfüllen: die kulturelle oder nationale Fremdheit eines Soldaten gegenüber dem militärischen Arbeitgeber und sein starkes Motiv, militärische Arbeit gegen materiellen Gewinn einzutauschen. Vgl. zur Bezeichnung „Söldner“: Stephen Morillo: Mercenaries, Mamluks, and Militia. Towards a Cross-Cultural Typology of Military Service, in: John France (Hg.): Mercenaries and Paid Men. The Mercenary Identity in the Middle Ages, Leiden 2008, S. 243–260.

der Truppen. Zweitens, so fügt Zürcher an, sei eine „erfolgreiche“ Kriegsführung für die Staaten und Eliten der Siegerseite oftmals mit der Schaffung eines Mehrwertes verbunden, sei es in Form von territorialen oder ökonomischen Gewinnen.⁶

Im kolonialen Kontext werden diese beiden Punkte besonders ersichtlich. So war aus Sicht der Kolonialmächte gerade in jenen Gegenden, wo es keine oder nur wenige Siedler gab, das Handwerk der militärischen Arbeitsmigranten gefragt.⁷ Außerdem waren die europäischen Übersee-Handelsgesellschaften, die sogenannten West- und Ostindienkompanien, seit ihrer Entstehung zu Beginn des 17. Jahrhunderts fundamental auf militärisches Personal angewiesen. Denn die Soldaten nahmen bei der Unterwerfung neuer Gebiete, dem Schutz vor europäischen Rivalen oder Aufständen der einheimischen Bevölkerung sowie der Bewachung von versklavten oder vertraglich gebundenen Arbeiter:innen auf Plantagen eine zentrale Rolle ein.⁸

3. Nachfrage nach militärischer Arbeit

Für diesen „Kriegskapitalismus“ – wie der Historiker Sven Beckert das Phänomen der kolonialen Enteignung und Unterwerfung bezeichnet hat – benötigten die europäischen Kolonialmächte eine große Zahl von Soldaten.⁹ Insbesondere für die Niederlande, die nur über begrenzte demographische Ressourcen verfügte, stellte dies aber eine schwierige Herausforderung dar. Denn die

6 Erik-Jan Zürcher: Introduction. Understanding Changes in Military Recruitment and Employment Worldwide, in: ders. (Hg.): *Fighting for a living: a comparative study of military labour 1500-2000*, Amsterdam 2013 (Work Around the Globe), S. 11–41. Zur Diskussion über Krieg als Arbeit siehe auch: Alf Lüdtke: War as Work. Aspects of Soldiering in Twentieth-Century Wars, in: Richard Bessel/Alf Lüdtke (Hg.): *No Man's Land of Violence. Extreme Wars in the 20th Century*, Göttingen 2006, S. 127–151. Zur Bedeutung der Arbeit von „fremden“ Soldaten für den Ausbau europäischer Staaten siehe: Peter H. Wilson: Foreign Military Labour in Europe's Transition to Modernity, in: European Review of History: Foreign Fighters and Multinational Armies. From Civil Conflicts to Coalition Wars, 1848–2015 27/1–2, 2020, S. 12–32.

7 Ulbe Bosma: European Colonial Soldiers in the Nineteenth Century. Their Role in White Global Migration and Patterns of Colonial Settlement, in: Journal of Global History 4 (2009), 2, S. 317–336.

8 Vgl. Wolfgang Reinhard: Die Unterwerfung der Welt. Eine Globalgeschichte der europäischen Expansion, München 2016; und für den niederländischen Kontext insbesondere: Gerrit Knaap u.a.: *Oorlogen overzee. Militair optreden door compagnie en staat buiten Europa, 1595–1814*, Amsterdam 2015; sowie: Petra Groen u.a.: *Krijgsgeweld en kolonie. Opkomst en ondergang van Nederland als koloniale mogendheid, 1816–2010*, Amsterdam 2021.

9 Sven Beckert: *Empire of Cotton: A New History of Global Capitalism*, London 2015, S. 29–135.

wenigen vorhandenen potenziellen niederländischen Rekruten sollten in erster Linie der Nationalarmee dienen. Die Kolonialarmee dagegen sollte auf die Unterstützung von Freiwilligen zählen. Allerdings erschwerte der schlechte Ruf des Kolonialdienstes deren Rekrutierung erheblich.¹⁰

Die Kolonialbehörden sahen schließlich zwei Möglichkeiten, wie sie ihre leeren Ränge füllen konnten. Einerseits setzten sie auf Soldaten, die in ihren Kolonien rekrutiert wurden. Diese machten zu Beginn des 19. Jahrhunderts knapp über 50 Prozent aus.¹¹ Noch bis weit gegen Ende des 19. Jahrhunderts misstrauten die Niederländer aber ihren südostasiatischen Truppen. Außerdem waren sie aufgrund rassistischer Vorurteile von der vermeintlichen Überlegenheit der europäischen Soldaten überzeugt. Darum – und nicht zuletzt auch aus Furcht vor Aufständen – legten sie Wert auf ein zahlenmäßig ebenbürtiges, europäisches Truppenkontingent. Neben niederländischen Soldaten füllten sie dieses mit Söldnern aus Belgien, Deutschland, der Schweiz und Frankreich auf.¹²

4. Transformation des militärischen Arbeitsmarktes

Bei der Rekrutierung des ausländischen Personals profitierte die niederländische Kolonialarmee im 19. Jahrhundert von den grundlegenden Veränderungen des transimperialen¹³ militärischen Arbeitsmarktes. Während der Solddienst an den Höfen europäischer Monarchen zusehends als Relikt vergangener Zeiten betrachtet wurde und zuerst 1816 der englische, 1823 der spanische, 1829 der niederländische und 1830 der französische Hof sukzessive

¹⁰ Vgl. Martin Bossenbroek: The Living Tools of Empire: The Recruitment of European Soldiers for the Dutch Colonial Army, 1814-1909, in: *The Journal of Imperial and Commonwealth History* 23 (1995), 1, S. 26-53.

¹¹ Jaap de Moor: The Recruitment of Indonesian Soldiers for the Dutch Colonial Army, c. 1700-1950, in: David Killingray/David Omissi (Hg.): *Guardians of Empire. The Armed Forces of the Colonial Powers*, c. 1700-1964, Manchester 1999, S. 53-69; Ineke van Kessel: *Zwarte Hollanders. Afrikaanse soldaten in Nederland-Indië*, Amsterdam 2005.

¹² Vgl. Martin Bossenbroek: *Volk voor Indië. De werving van Europese militairen voor de Nederlandse koloniale dienst 1814-1909*, Amsterdam 1992.

¹³ Zum Begriff „transimperial“ vgl. u.a.: Daniel Hedinger/Nadin Heé: *Transimperial History. Connectivity, Cooperation and Competition*, in: *Journal of Modern European History* 16 (2018), 4, S. 429-452; Bernhard C. Schär/Mikko Toivanen (Hg.): *Integration and Collaborative Imperialism in Modern Europe. At the Margins of Empire, 1800-1950*, London 2024; Claire Blaser/Monique Ligtenberg/Josephine Selander: *Introduction: Transimperial Webs of Knowledge at the Margins of Imperial Europe*, in: *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 31 (2022), 5/6, S. 527-539.

ihre in Europa stationierten Schweizer Regimenter auflösten, stieg die Nachfrage nach Kolonialsöldnern rapide an. Denn im Gegensatz zu den Kriegen in Europa wurden Kolonialkriege in der Regel nicht mit Wehrpflichtigen geführt, sondern mit Berufssoldaten.¹⁴ Tausende Schweizer Söldner, die zuvor noch in Europa stationiert waren, fanden so unmittelbar eine neue Anstellung in Übersee, sei es in der französischen Fremdenlegion oder in der niederländischen Kolonialarmee.¹⁵

Das Muster wiederholte sich ein Vierteljahrhundert später. 1856 wechselten 250 Schweizer Söldner von der aufgelösten British Swiss Legion, die zwei Jahre zuvor für den Krimkrieg (1853–1856) ausgehoben worden war, direkt in die niederländische Kolonialarmee. Als drei Jahre später die Schweizer Regimenter des Königreichs beider Sizilien aufgelöst wurden, tauschten sogar rund 1.200 Söldner ihren Arbeitgeber, um zukünftig unter niederländischer Flagge zu kämpfen.¹⁶

5. Angst vor Überbevölkerung und Proletariat

Dass die Militärkapitulationen (d. h. Truppenstellungsverträge) mit dem Königreich beider Sizilien nicht verlängert wurden, ist ebenfalls ein Indiz für die gestiegene Ablehnung der tonangebenden politischen Kreise in der Schweiz. In deren Augen ließen sich die Fremden Dienste nicht mit aufklärerischen und liberalen Idealen vereinbaren. Gleichzeitig offenbart dieses Vorgehen auch, wie die damalige Politik zwischen ideellen Ansprüchen und pragmatischen Handlungen oszillierte. Denn als 1848 mit der Einführung der Schweizer Bundesverfassung der Abschluss neuer Kapitulationen verboten wurde, debattierte das Parlament auch darüber, ob die noch laufenden Verträge mit Neapel aufgelöst werden sollten.¹⁷ Der Bundesrat entschied sich aber dagegen, da zum einen

¹⁴ Zur Transformation des Söldnermarktes vgl. Christian Koller/Peter Huber: Armut, Arbeit, Abenteuer. Sozialprofil und Motivationsstruktur von Schweizer Söldnern in der Moderne, in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 102 (2015), 1, S. 30–51.

¹⁵ Zur Französischen Fremdenlegion vgl. Christian Koller: *Die Fremdenlegion. Kolonialismus, Söldnerstum, Gewalt, 1831–1962*, Paderborn 2013.

¹⁶ Bossenbroek: *Volk vor Indië*, S. 124–132.

¹⁷ Zu dieser Debatte siehe auch meine ausführliche Darstellung in: Krauer: *Zwischen Geld, Gewalt und Rassismus*, S. 234–242.

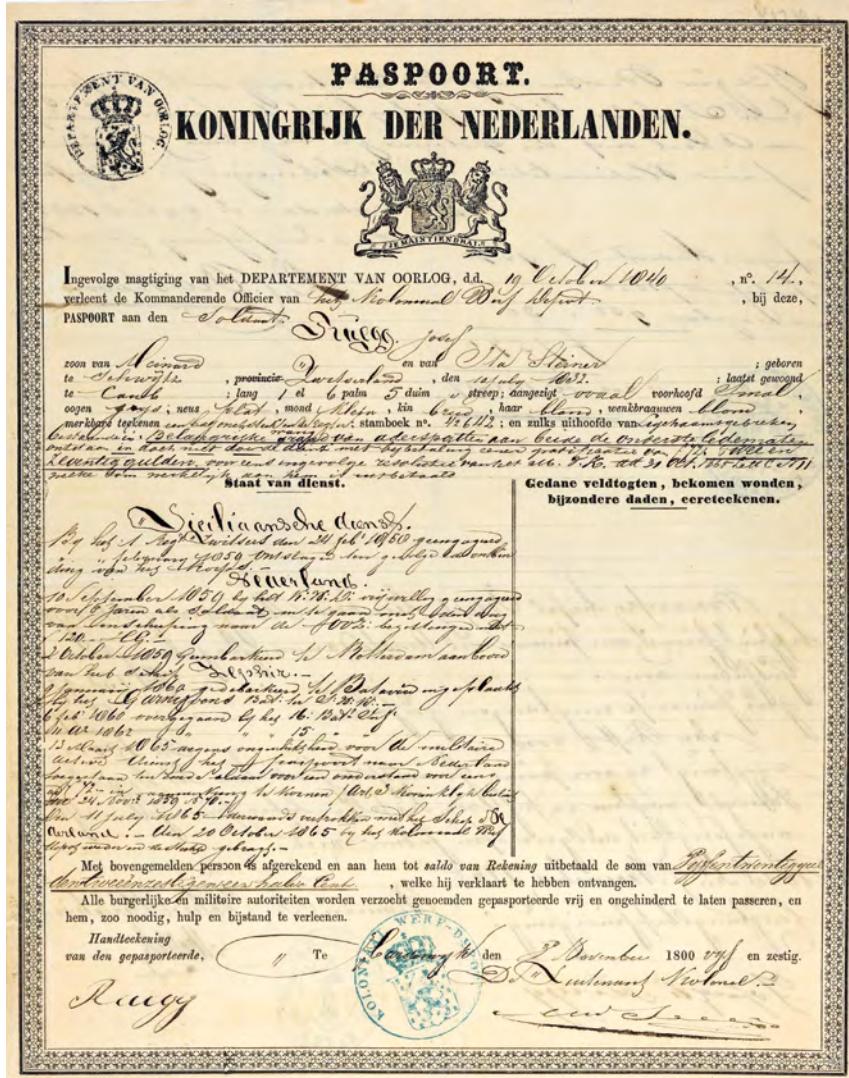


Abb. 1: Entlassungsurkunde des Schweizer Söldners Josef Rüegg. Darauf ist auch zu sehen, dass Rüegg zuvor im Dienst des Königreichs beider Sizilien gestanden hatte. (Bild: STASZ, HA.XI.191)

die Bundeskasse nicht in der Lage sei, allfällige monetäre Kompensationsforderungen seitens des Königshauses beider Sizilien zu erfüllen. Zum anderen bezweifelte der Bundesrat:

„Es darf ernstlich erwogen werden, ob es gut gethan sei und im Interesse unseres Landes liege, in einer Zeit, wo über allzu grosse Konkurrenz der Arbeit, Uebervölkerung und zunehmendes Proletariat geklagt, wo auf Organisation und Beförderung der Auswanderung hingewirkt wird, durch ausserordentliche Massregeln Tausende von Landesangehörigen heimzu berufen, von denen es sehr vielen schwer fallen dürfte, sich eine erträgliche Stellung im bürgerlichen Leben zu erringen.“¹⁸

Die ambivalente Haltung seitens der Regierung gegenüber den Fremden Diensten spiegelte sich auch in den Gesetzen wider, die im darauffolgenden Jahrzehnt verabschiedet wurden. Dabei wurde die Anwerbung von Söldnern immer stärker sanktioniert und 1859 wurde schließlich der Eintritt in „nicht-nationale Truppen“ unter Strafe gestellt. Was genau unter diesem Begriff zu verstehen war, blieb jedoch umstritten. Die niederländische Kolonialarmee wurde noch 1859 als solche bezeichnet, bereits 1866 wurde sie aber wieder von dem Verbot ausgenommen.¹⁹

6. Söldner werden

Um der niederländischen Kolonialarmee beizutreten, mussten die Schweizer Freiwilligen einige Bedingungen erfüllen.²⁰ Sie mussten zum Beispiel zwischen 18 und 40 Jahre alt, mindestens 1.59 Meter groß und ledig sein und einen medizinischen Test bestehen. Außerdem benötigten sie ein Leumundszeugnis, was sich allerdings im 19. Jahrhundert noch leicht fälschen ließ – und auch rege gemacht wurde. Rund 40 Prozent hatten vor ihrem Eintritt bereits in einer anderen Armee gedient. Dies heißt allerdings nicht, dass sie keinen zivilen Beruf

¹⁸ Botschaft des Bundesrates an die hohe Bundesversammlung betreffend die Militärkapitulationen (vom 13. November, 1850), in: Bundesblatt 3 (1850), 54, S. 511.

¹⁹ Zu den Hintergründen dieses Kurswechsels siehe: Krauer: Zwischen Geld, Gewalt und Rassismus, S. 234-242.

²⁰ Dieses Subkapitel bezieht sich auf: Krauer: Swiss Mercenaries in the Dutch East Indies, S. 60-69.

erlernt hätten. Die soziale und berufliche Herkunft der Männer reichte von landwirtschaftlichen und handwerklichen Berufen über Fabrikarbeiter und Uhrmacher bis zu Verdingkindern. Die meisten stammten folglich aus der Unter- oder unteren Mittelschicht.

Die Gründe, die junge Männer zum Eintritt in die niederländische Kolonialarmee veranlassten, waren ganz unterschiedlicher Natur. In Ego-Dokumenten wie Briefen oder Tagebüchern wird häufig Geldnot, mangelnde Perspektiven in der Schweiz, Abenteuerlust, Flucht vor der Justiz oder anderen sozialen Verpflichtungen, Liebeskummer, konkrete Vorstellungen von Männlichkeitsidealen oder eine Mischung aus mehreren dieser Motive aufgeführt. Arnold Egloff beispielsweise verteidigte seine heimliche Abreise im Jahr 1889 gegenüber seinen Eltern damit, dass ihm seine Arbeit als Blechschmied keinen Spaß mache und er sehen wollte, „wie es in einem anderen Weltteil geht“.²¹

Darüber hinaus zog die niederländische Kolonialarmee eine Reihe junger Schweizer an, die sich für einen militärischen Lebensstil begeisterten, wie etwa Konrad Reutlinger, ein Angestellter der Schifffahrtsgesellschaft des Vierwaldstättersees. In einem Brief an den niederländischen Konsul betonte er 1888, dass er nicht der Kolonialarmee beitreten wolle, um ein besseres Leben als in der Schweiz zu führen, „sondern aus Liebe und Lust zu einem Soldaten, welche Tugenden jeder guten Schweizer [sic!] hat und wie sie in allen Ländern bekannt sind für treue und tapfere Männer“.²²

Solche Hinweise auf ein männliches, soldatisches Selbstbild kamen nicht von ungefähr. Sie waren tief verwurzelt im Schweizer Nationalismus des 19. Jahrhunderts, der durch bewaffnete Zivil-Organisationen wie Schützenvereine gefördert wurde. Wehrdienst wurde dabei eng mit politischer Mitsprache verknüpft. Frauen, die keiner Wehrpflicht unterstanden, wurden dagegen aus der politischen Sphäre ausgeschlossen. Die Erfahrung als Soldat, so argumentiert der Historiker Rudolf Jaun, war daher für die männliche Identität des Bürgers von wesentlicher Bedeutung.²³

²¹ Brief von Arnold Egloff an seine Eltern und Geschwister vom 6. Januar 1892. Zitiert nach: Thomas Bürgisser: Rohrdorf-Java einfach. Ein Niederrohrdorfer Bauernsohn im indonesischen Kolonialkrieg, in: Baderer Neujahresblätter 96 (2021), S. 197–206, hier S. 198.

²² Konrad Reutlinger an den Niederländischen General-Konsul, 13.8.1888, NL-HaNA, Consulaat Bern, 2.05.14.05, inv. nr. 38.

²³ Rudolf Jaun: Militär, Krieg und Geschlecht. Europäische Entwicklungslinien und schweizerische Besonderheiten, in: Christof Dejung/Regula Stämpfli (Hg.): Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich, 1918–1945, Zürich 2003, S. 83–97.

Diese Ideologie warf jedoch ein Problem auf: Im Gegensatz zu ihren unmittelbaren Nachbarn Italien, Deutschland oder Frankreich fehlten der Schweiz militärische Siege oder Niederlagen, die für die diskursive Konstruktion einer imaginierten Gemeinschaft herangezogen werden konnten. Um diese Lücke zu füllen und dennoch das Bild einer kriegerischen Nation zu fördern, bezogen sich nationalistische Diskurse auf die Schlachten, die Schweizer Söldner vom 16. bis zum 18. Jahrhundert geschlagen hatten.²⁴ In den Augen einiger junger Schweizer boten die Kolonialkriege in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts folglich eine Gelegenheit, an die vermeintlich kriegerische Tradition ihrer Vorfahren anzuknüpfen und damit ihre Kampffähigkeiten beziehungsweise martialische Männlichkeit unter Beweis zu stellen.

7. Von der Schweiz via Harderwijk nach Java

Da das Truppene depot der Kolonialarmee nicht in unmittelbarer Nähe der potenziell interessierten Schweizer lag, griffen die niederländischen Behörden zu verschiedenen Mitteln, um die Schweizer dorthin zu führen. So eröffneten sie im Februar 1857 im badischen Lörrach nahe der Schweizer Grenze ein Werbebüro. Nach heftigen Protesten der Basler Regierung bei der badischen Obrigkeit zog das Büro im Oktober 1858 zuerst nach Mannheim und anschließend nach Biebrich ins Herzogtum Nassau weiter, wo es im Oktober 1860 endgültig geschlossen wurde. Diese Büros erfüllten insofern ihren Zweck, als sie über tausend arbeitslos gewordene Söldner, die zuvor für die Krimlegionen oder das Königreich beider Sizilien gedient hatten, aufnahmen. Nach der Schließung der Büros traten meist illegal operierende Veteranen an ihre Stelle, die in der Schweiz junge Männer anwarben und diese ins kleine Städtchen Harderwijk in der Nähe von Amsterdam schleusten, wo bis 1909 das Truppene depot der Kolonialarmee stand.²⁵

Dort angekommen, erwartete die Söldner eine spezielle Atmosphäre. Das Städtchen war übersät von Wirtshäusern, in denen sich Veteranen, Prostituierte

²⁴ Ebd.

²⁵ Zu diesen illegalen Rekrutierungsnetzwerken vgl. Philipp Krauer: Welcome to Hotel Helvetia! Friedrich Wüthrich's Illicit Mercenary Trade Network for the Dutch East Indies, 1858-1890, in: BMGN. Low Countries Historical Review 134 (2019), 3, S. 122-147.



Abb. 2: Die Soldaten auf dem Schiff verhielten sich nicht immer so harmonisch zueinander, wie dieses Gruppenfoto vermuten lässt. Unbekanntes Aufnahmedatum, vermutlich auf der S.S. Koningin Wilhelmina ca. 1903. (Bild: SSA, Ar 201.303)

und Betrüger tummelten. Aufgrund des Trubels erlangte die Stadt schnell den wenig schmeichelhaften Ruf als „Abfluss Europas“.²⁶ Auch die Schweizer hatten ihren Anteil daran. Ein anonymer Korrespondent schrieb beispielsweise 1857, dass eine Gruppe von Schweizern ein Gefängnis gestürmt habe, um einen Landsmann zu befreien, der angeblich zu Unrecht verhaftet worden sei.²⁷

Der Aufenthalt in Harderwijk war in der Regel jedoch von kurzer Dauer und die neu rekrutierten Soldaten wurden so schnell wie möglich eingeschifft. Es folgte eine 100-tägige, beziehungsweise nach der Eröffnung des Suezkanals 50-tägige, Reise um die halbe Welt.

26 Bossenbroek: Volk voor Indië, S. 124-132.

27 Der Bund vom 16. August 1857.

8. Kasernenleben zwischen Lazarett und sozialen Spannungen

Sobald die Truppen in Niederländisch Ost-Indien angekommen waren, machte sich häufig Frustration breit.²⁸ Der Alltag war geprägt von Langeweile. Auch das Klima und tropische Krankheiten machten den Söldnern zu schaffen. Die medizinische Hilfe war allerdings nur rudimentär. Dementsprechend zahlreich waren die Verluste in den eigenen Reihen: von den 3.200 Söldnern, die zwischen 1848 und 1860 der niederländischen Kolonialarmee beitraten, starben rund 48 Prozent in Niederländisch Ost-Indien. Also beinahe jeder zweite. Daher überrascht es wenig, dass viele ihren Schritt bereuteten und Hilfegesuche an den Schweizer Konsul oder an ihre Familien zuhause richteten. Allerdings meist vergeblich. Um vorzeitig entlassen zu werden, musste man rund 1.200 Gulden (rund 2.400 Schweizer Franken) zahlen und einen Ersatzmann stellen. Dies konnten sich nur die wenigsten leisten. Dementsprechend schnell entluden sich auch Spannungen innerhalb des Militärs. Viele Söldner hatten andere Erwartungen. Zudem drohten bereits bei kleinsten Vergehen drakonische Strafen. Etliche Soldaten waren daher frustriert und äußerten ihren Unmut auf verschiedene Arten. Die bemerkenswerteste Episode fand im August 1860 statt, als in Semarang auf Java eine Gruppe von Schweizer und französischen Söldnern meuterte. Die Meuterei konnte jedoch mit Hilfe von ambonesischen und javanischen Soldaten niedergeschlagen werden.²⁹

Das Vorgehen der Kolonialarmee, nicht-europäische Soldaten auf die Schweizer Söldner schießen zu lassen, erschütterte das rassistische Weltbild der damaligen Schweizer Presse. Ein Korrespondent des *Journal de Genève* schrieb beispielsweise:

²⁸ Zum Alltag siehe: Krauer: Swiss Mercenaries in the Dutch East Indies, S. 72-76.

²⁹ Vgl. Th. Stevens: Muiterij op Java. Achtergronden en verloop van het soldatenoproer van 1860. In het besonder Samarang, in: Mededelingen van de sectie militaire geschiedenis Landsmachtstaf 8 (1985), S. 5-14; Andreas Zangger: Balthasar im Pfefferland. Das Schicksal eines Bündner Söldners auf Java (1859-62), in: Bündner Monatsblatt. Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur 2 (2019), S. 210-233.

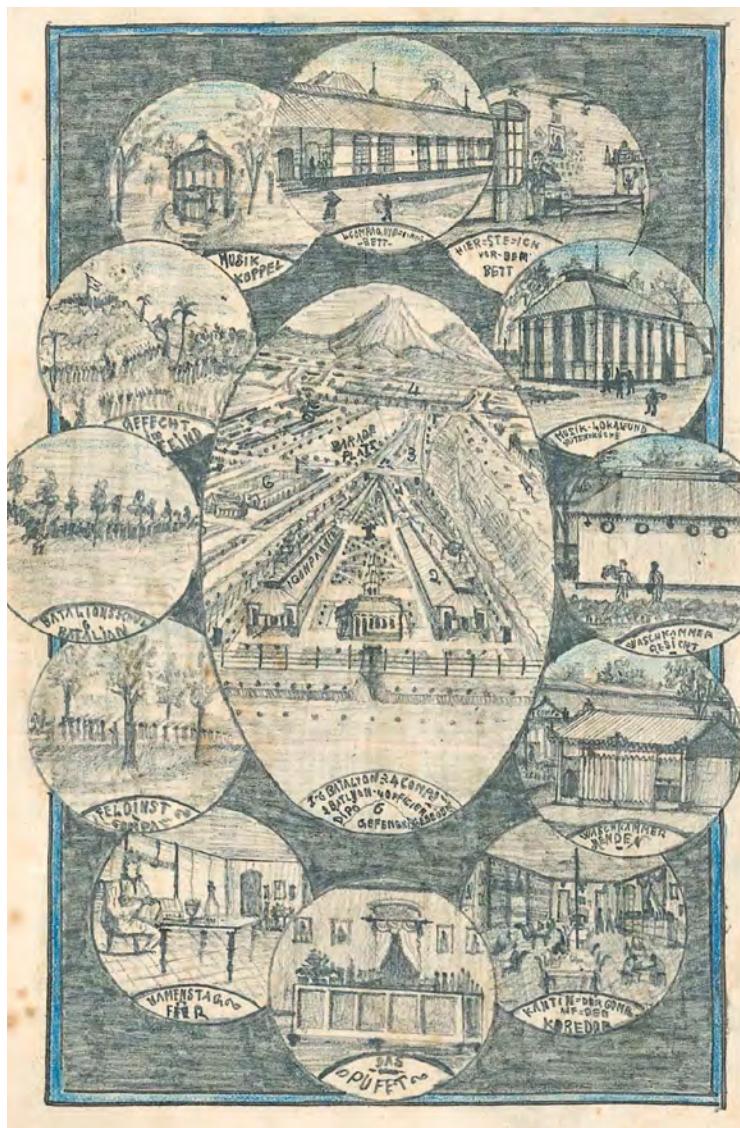


Abb. 3: Kasernenleben auf Java, gezeichnet vom Söldner Arnold Egloff, 1893. (Bild: SSA, Ar 201.303)

„voilà des soldats indigènes employés à combattre des Européens! C'est enlever le prestige qui entoure la race blanche et qui entre pour beaucoup dans la soumission de 10 millions de Javanais à une poignée d'Européens. Ce prestige disparu, il ne nous reste que la force brutale; et, dans ce cas, nous serons écrasés sous le nombre.“³⁰

Die niederländischen Behörden zogen Konsequenzen aus diesen Vorfällen. Die Rädelsführer wurden gehängt und die übrigen Schweizer Söldner wurden auf verschiedene Garnisonen in der Kolonie verteilt. Außerdem stellten sie die Rekrutierung von Schweizern vorübergehend ein.

9. Koloniale Gewalt

Die Söldner erfuhren aber nicht nur Gewalt am eigenen Körper - sie übten auch selbst aus. Gewalt und ihre Androhung gegenüber der kolonisierten Bevölkerung gehörten zur Tagesordnung.³¹ Viele Schweizer waren sich dabei ihrer Rolle innerhalb des kolonialen Gewaltstaates durchaus bewusst. Der Schweizer Söldner Anton Camenzind hielt etwa in seinen unveröffentlichten Memoiren fest, wie sich die Plantagenbesitzer über den Besuch einer Kompagnie freuten, da die Soldaten die Produktivität der sogenannten „Kulis“ steigerten.³²

Die Schweizer Söldner waren aber auch direkt involviert in Kolonialkriege. Während in Europa seit der Schlacht von Solferino der Diskurs über den angeblich „gerechten Krieg“ zwischen sogenannt „zivilisierten“ Staaten geführt wurde, unterschieden die Europäer im kolonialen Kontext nicht zwischen verfeindeten Truppen und der Zivilbevölkerungen. Systematisch zerstörten sie

30 Journal de Genève vom 10. November 1860. Übersetzung [Red.]: „Und nun indigene Soldaten, eingesetzt, um Europäer zu bekämpfen! Das nimmt das Prestige, das die weiße Rasse umgibt und das viel zur Unterwerfung von 10 Millionen Javanern durch eine Handvoll Europäer beiträgt. Ist dieses Prestige einmal verschwunden, bleibt uns nur noch brutale Gewalt; und in diesem Fall werden wir von der Überzahl erdrückt.“

31 Zur Gewalt vgl. Henk Schulte Nordholt: A Genealogy of Violence, in: Freek Colombijn/J. Thomas Lindblad (Hg.): Roots of Violence in Indonesia. Contemporary Violence in Historical Perspective, Leiden 2002, S. 33-61.

32 Anton Camenzind: Unveröffentlichte Memoiren, S. 127-128, Schweizerisches Sozialarchiv (SSA), Ar 201.303. Kulis waren Kontraktarbeiterinnen und Arbeiter aus Java oder China, die unter sklavenähnlichen Bedingungen auf den Plantagen arbeiteten. Vgl. Jan Breman: Taming the Coolie Beast. Plantation Society and the Colonial Order in Southeast Asia, Delhi 1989.

überlebenswichtige Infrastruktur, sie brannten ganze Dörfer nieder, entführten und folterten Zivilist:innen.

Ein eindrückliches Beispiel liefert der Brief des Schweizer Söldners Emil Häfeli an den Vater seines im Kampf verstorbenen Kameraden Arnold Egloff. Egloff erlag 1894 seinen Verletzungen, die er während des Lombokfeldzuges erlitten hatte. Die niederländische Kolonialarmee erlitt dabei eine herbe Niederlage, was in den Niederlanden eine Welle der Empörung auslöste. Als Reaktion darauf holte die Heeresleitung zu einem Vergeltungsschlag aus und entsandte ein größeres Detachement. Über diesen Feldzug schrieb Häfeli:

„[...] Viele unserer Kameraden fielen noch oder wurden gewundet, doch ich gebe Ihnen die Versicherung, dass unsere bei den Ueberfall gefallenen Kameraden, sowie auch diese, die in den darauffolgenden Gefechten den Ehrentod auf dem Schlachtfeld starben, blutig gerächt sein. Tausende Feinde sind getötet, ihre Häuser und andere Besitzungen in Brand aufgegangen, der Radja von Lombok ist gefangen und die meisten feindlichen Anführer sind in eine andere Welt befördert. Auf Ihre Frage, ob viele Schweizer an dem Kriege beteiligt waren, muss ich bejahend antworten und so viel ich weiss, sind 2 gefallen, ca 5 gewundet und einige an Krankheiten indischer Art gestorben [...]“³³

Um die Jahrhundertwende nahm die Zahl solch groß angelegter Feldzüge ab. Stattdessen setzte die niederländische Kolonialarmee auf kleine, mobile Spezialeinheiten. Diese Einheiten, die aus indonesischen Soldaten und europäischen Offizieren bestanden, verfolgten ihre Gegner und zwangen deren Anführer:innen, eine korte verklaring (kurze Erklärung) zu unterschreiben. Darin mussten sie sich der niederländischen Herrschaft unterwerfen und verpflichten, keine Kontakte zu ausländischen Regierungen zu pflegen. Die Zivilbevölkerung sollte dank diesem Vorgehen eigentlich verschont bleiben. Die koloniale Realität sah jedoch anders aus. Die systematische Zerstörung überlebenswichtiger Infrastruktur, harte Bestrafungen und willkürliche Hinrichtungen waren auch noch anfangs des ersten Jahrzehnts des zwanzigsten Jahrhunderts üblich.³⁴

33 Brief von Emil Häfeli an Arnold Egloffs Vater vom 9. Januar 1895, SSA, Ar 201.303.

34 Vgl. u.a. Petra Groen: Colonial Warfare and Military Ethics in the Netherlands East Indies, 1816-1941, in: Journal of Genocide Research 14 (2012), 3-4, S. 277-296; Emmanuel Kreike: Genocide in the Kampongs? Dutch Nineteenth Century Colonial Warfare in Aceh, Sumatra, in: Journal of Genocide Research 14 (2012), 3-4, S. 297-315.

Der Strategiewechsel hin zu kleinen mobilen Einheiten hatte auch Auswirkungen auf die Zusammensetzung der Truppen. Die niederländische Kolonialarmee setzte nun vermehrt auf die Rekrutierung indonesischer Soldaten, wodurch ihr Anteil erheblich stieg. In den Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges stellten sie bereits drei von vier Kolonialsoldaten. Die Nachfrage nach europäischen Söldnern – und damit auch nach Schweizern – nahm dagegen kontinuierlich ab.³⁵

10. Die Sphäre der Intimität

Ein weiterer wichtiger Aspekt der Lebenswelten der Söldner stellte die „Sphäre der Intimität“ dar. Gemäß Ann Laura Stoler war diese im kolonialen Kontext alles andere als ein privater Ort. Vielmehr spiegelten sich in dieser Sphäre rassifizierte und geschlechtsspezifische Strukturen kolonialer Kontrolle wider. Es wird in ihr ersichtlich, wie Machtbeziehungen geknüpft, verschärft, gelockert und aufgelöst wurden.³⁶ Dies galt auch für Niederländisch-Ostindien, wo die Kolonialbehörden bemüht waren, intime Beziehungen zu regulieren. Eine der treibenden Ängste war dabei die Furcht vor gleichgeschlechtlichen Beziehungen. Was jedoch genau unter „Homosexualität“ verstanden wurde, blieb für die Zeitgenossen oft unklar. Wie Robert Aldrich darlegt, ermöglichten koloniale Kontexte ein breites Spektrum an homosexuellen Beziehungen. Einige Männer griffen dabei aufgrund des Geschlechterungleichgewichts auf „situative“ gleichgeschlechtliche Beziehungen zurück, während andere bewusst in die Kolonien ausgewandert waren, um dort ihrer Homosexualität fernab der Restriktionen ihrer Heimat nachgehen zu können.³⁷ Wie weit verbreitet gleichgeschlechtliche

35 Eine Ausnahme bildete jedoch der Bündner Hans Christoffel. Ab 1905 leitete er eine eigene Brigade, die berüchtigte „Tigerkolonne“, die kreuz und quer durch das Archipel geschickt wurde, um den niederländischen Souveränitätsanspruch gegen den Widerstand der einheimischen Bevölkerung durchzusetzen. Vgl. Harm Stevens: „Who in the Netherlands has not heard of Captain Christoffel?“ The Peerless Career of a Swiss in Dutch Colonial Service, 1886-1910, in: Sébastien Rial (Hg.): *De Nimègue à Java. Les soldats suisses au service de la Hollande, XVIIe-XXe siècles*, Morges 2014, S. 237-243.

36 Vgl. Ann Laura Stoler: *Intimations of Empire: Predicaments of the Tactile and Unseen*, in: Ann Laura Stoler u.a. (Hg.): *Haunted by Empire*, Durham 2006, S. 3; sowie Ann Laura Stoler: *Carnal Knowledge and Imperial Power: Race and the Intimate in Colonial Rule*, Berkeley 2010, S. 41-78.

37 Vgl. London u.a. 2003, hier S. 57.

Beziehungen in der niederländischen Kolonialarmee tatsächlich waren, lässt sich jedoch nur schwer belegen, da lediglich jene Fälle dokumentiert sind, die strafrechtlich verfolgt wurden. So verurteilte beispielsweise der Kriegsrat von Samarang (heute Semarang) 1859 die beiden Schweizer Jacob Ingold und Hans Urech wegen „tegennatuurlijke ontucht“ (widernatürlicher Unzucht) zu jeweils fünf Jahren Zwangsarbeit.³⁸

Um die angebliche „natürliche Ordnung“ und Kampfkraft aufrechtzuerhalten, förderte und regulierte die Armeeführung die Prostitution, das Konkubinat sowie – in Ausnahmefällen – die Ehe.³⁹ Insbesondere das Konkubinat bot einigen Söldnern die Möglichkeit, ein bürgerliches und patriarchalisches Familienmodell nachzuahmen, was in der Schweiz aufgrund ihres sozio-ökonomischen Hintergrunds nicht möglich gewesen wäre.⁴⁰

Für viele Männer aus den unteren Schichten war es aufgrund ihrer benachteiligten wirtschaftlichen Situation nicht möglich, diese Erwartungen zu erfüllen. In dieser Hinsicht schienen koloniale Räume neue Möglichkeiten zu bieten, um ihre Respektabilität als männliches Familienoberhaupt zu sichern. Bezogen auf die französische Fremdenlegion kam Christian Koller zum Schluss, dass interkulturelle Beziehungen zu afrikanischen oder asiatischen Frauen es vielen Legionären ermöglichten, sich zum ersten Mal als Familiennährer zu fühlen.⁴¹ Da sie außerdem die Hausarbeit – die sie als weiblich betrachteten – an ihre Ehefrauen delegieren konnten, stärkte dies ihr eigenes Selbstverständnis als Mann. Über die Grenzen des französischen Kolonialreichs hinaus lässt sich dies auch auf Niederländisch-Ostindien anwenden, wie der folgende Exkurs zum quasi-bürgerlichen Familienmodell der Familie Brandenberger zeigt.

³⁸ Niederländisches Nationalarchiv (NL-HaNA), Koloniën/Stamboeken Militairen KNIL Oost- en West-Indië, 2.10.50, inv. nr. 134, Folio 9374 und inv. nr. 133 Folio 9216.

³⁹ Vgl. Hanneke Ming: Barracks-Concubinage in the Indies, 1887-1920, in: *Indonesia* 35 (1983), S. 65-94.; Liesbeth Hesselink: Prostitution. A Necessary Evil, Particularly in the Colonies. Views on Prostitution in the Netherlands Indies, in: Elsbeth Locher-Scholten/Anke Niehof (Hg.): *Indonesian women in focus*, 1987, S. 205-24; Petra Groen: Aan de rand van de tangsi. Het kazernencconcubinaat in het KNIL, in: *Militaire Spectator* 178 (2009), 3, S. 124-134.

⁴⁰ Vgl. zum bürgerlichen Familienideal und zur Arbeitsteilung: Elisabeth Joris: Geschlechtshierarchische Arbeitsteilung und Integration der Frauen, in: Brigitte Studer (Hg.): *Etappen des Bundesstaates: Staats- und Nationsbildung der Schweiz, 1848-1998*, Zürich 1998, S. 187-201; Albert Tanner: Arbeitsame Patrioten – wohlstandige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830-1914, Zürich 1995; Simona Isler: Politiken der Arbeit. Perspektiven der Frauenbewegung um 1900, Basel 2019.

⁴¹ Vgl. Koller: Die Fremdenlegion, S. 155-157.

11. Exkurs: Ein bürgerliches Familienmodell?

1907 berichtete Heinrich Brandenberger seinen Eltern und Geschwistern zum ersten Mal, dass er eine „Haushälterin“ angestellt hatte. Seinen Angaben zufolge war sie 17 Jahre alt, konnte gut kochen, hatte sich zuvor um die Kinder von Offizieren gekümmert und daher „mehr oder weniger europäische Manieren gelernt“.⁴² In einem späteren Brief erzählt er, dass er ihr ein Kleid für Neujahr gekauft habe und dass er mit ihr recht zufrieden sei, weil sie die Hausarbeit gut erledige und „kein großes Mundwerk habe, auch eine seltene Tugend bei Frauen“. Dies sei jedoch nicht immer der Fall gewesen, wie er bemerkte: „Im beginne wahr dan auch zu verschiedenen mahlen ‚Rebellion‘ fortissimo, aber dank ihres guten Charakters und leichtem Begriff ins ‚pianissimo‘ eingelenkt hat.“⁴³

Während sich Brandenberger anfangs noch des Euphemismus‘ der „Haushälterin“ bediente, machte er seine Beziehung gegenüber seinen Verwandten schon bald öffentlich. Nach der Geburt ihres ersten gemeinsamen Kindes 1908, schickte er eine Reihe von Bildern in die Schweiz. Auf einem dieser Bilder sieht man Heinrich zusammen mit Sampet (später wurde sie auf den Namen Lina getauft) und zwei Kindern (vgl. Abb. 4). Das Bild spiegelt die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wider und imitiert ein typisches Foto einer europäischen bürgerlichen Familie. Im Vordergrund sitzt Heinrich in seiner Uniform, was als Symbol für seine Beschäftigung gelesen werden kann. Im Hintergrund steht Lina Sampet, die sich um die Kinder kümmert. Wie bereits erwähnt, war eine solche geschlechtsspezifische Arbeitsteilung für die breite Bevölkerung in der Schweiz bis in die 1930er Jahre völlig undenkbar.

Obwohl diese interkulturellen Beziehungen mit ihrem Modell der Kernfamilie und ihrer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung der bürgerlichen Ehe ähnelten, konnten sie deren Ideal nie gerecht werden. Zum Beispiel kann von den beiden Kindern auf dem Foto oben nur das jüngere beiden zugeschrieben werden. Wenn das Foto um 1908 aufgenommen wurde, wie Brandenbergers besondere Art der Uniform vermuten lässt, dann kannten sich Sampet und Heinrich erst seit höchstens zwei Jahren. Sie hatten nur ein Kind, das ebenfalls Heinrich hieß und am 9. April 1908 geboren wurde. Aufgrund des Datums ist Heinrich Junior wahrscheinlich das Kind, das Sampet auf dem Foto im Arm hält. Aber

⁴² Brief von Heinrich Brandenberger an seine Eltern und Geschwister, [?].[?].1907, SSA, Ar 201.303.

⁴³ Brief von Heinrich Brandenberger an seine Eltern und Geschwister, 14.5.1908, SSA, Ar 201.303.



Abb. 4: Fotografie von Heinrich Brandenberger, Sampet und zwei Kinder, ca. 1908. (Bild: SSA, Ar 201.303)

wer war das Mädchen? Es ist möglich, dass das Kind aus Sampets erster Ehe mit einem javanischen Soldaten stammt. Dies bleibt jedoch Spekulation, da sie auf späteren Familienfotos fehlt und Heinrich sie in seinen Briefen nicht erwähnt.

Heinrich und Sampet lebten die darauffolgenden Jahre weiterhin in diesem Konkubinatsverhältnis. Erst als in Heinrich das Verlangen wuchs, nach Zürich heimzukehren, kamen Bedenken über ihren Beziehungsstatus auf. So schrieb er 1912 seiner Mutter:

„Welch ein unglückliches Gefühl müssten wohl meine l. Kinder kriegen, so diese einmahl zu dem Begriffe kämen, dass in unserm Vaterlande, Kinder nicht geheirateter Eltern so höchst ungerecht verachtet werden und man ihnen diese so als gewöhnlich, scharf fühlen liesse? Dazu kommt, dass ein Zusammenleben im Concubinat (wilder Ehe) bei uns vielleicht nicht

zugestanden würde; damit würde aber eine grosse Kluft geschaffen zwischen Kinder, Vater und Mutter.“⁴⁴

Wie dieses Zitat zeigt, befürchtete Heinrich Brandenberger, dass seine Kinder bei einer Rückkehr Opfer sozialer Sanktionen werden könnten. Interessant ist, dass in Heinrichs Augen ihre außereuropäische Herkunft weniger problematisch zu sein scheint als das Konkubinat. Tatsächlich hatten uneheliche Kinder aus Niederländisch-Ostindien in Heinrichs Heimatkanton Zürich einen schweren Stand, wie Niklaus Müller im Zusammenhang mit der Familienzusammenführung des in Sumatra ansässigen Schweizer Kaufmanns Heinrich Frei darlegte.⁴⁵ Laut Zürcher Gerichtsakten aus dem Jahr 1892 beabsichtigte Frei, seine beiden nach niederländischem Recht anerkannten Kinder Max und Fritz, die er mit seiner „Haushälterin“ Karsima gezeugt hatte, in die Obhut seiner Mutter in der Schweiz zu geben. Die Behörden verweigerten den Kindern jedoch die Schweizer Staatsbürgerschaft, da sie unehelich gezeugt wurden. Frei legte erfolglos Berufung gegen das Urteil ein und argumentierte, dass eine Ehe „mit einer derartigen Person“ gemäß seiner Auffassung von Sittlichkeit „ein Ding der Unmöglichkeit“ sei.⁴⁶

Rund 20 Jahre später bewies Heinrich Brandenberger, dass dies keineswegs so unmöglich war, wie Frei argumentiert hatte. Nachdem ein Priester aus Makassar Sampet im Dezember 1912 auf den Namen Lina getauft hatte, heirateten Heinrich und Lina Sampet. 1918 zog die Familie Brandenberger in die Schweiz, wo sie bis zu ihrem Lebensende blieb. Frei hingegen heiratete seine Konkubine Karsima nicht. Wie aus seinem Testament von 1911 hervorgeht, war er um die Jahrhundertwende endgültig von Sumatra in die Schweiz zurückgekehrt und hatte Ignatia Castella geheiratet. Sie lebten zusammen in einem stattlichen Anwesen in Zürich. Während also für Frei, der aus der wohlhabenden Oberschicht stammte, eine interkulturelle Ehe unvorstellbar war, stellten die rassifizierten Grenzen zwischen Kolonialisten und Kolonisierten für Heinrich und Lina Brandenberger kein unüberwindbares Hindernis dar.

44 Brief von Heinrich Brandenberger an seine Mutter, 15.05.1912, SSA, Ar 201.303.

45 Niklaus Müller: Familiennachzug um 1900. Eine Kolonialgeschichte zwischen Zürich und Sumatra, in: *entropie* (2020), <https://entropie.ethz.ch/familiennachzug-um-1900-eine-kolonialgeschichte-zwischen-zuerich-und-sumatra/> [31.10.2025].

46 Staatsarchiv Zürich (StAZH), MM 3.6 RRB 1892/1789.

12. Koloniale Geldströme

Der koloniale Solddienst hatte nicht nur Auswirkungen auf die Kolonien, sondern auch auf die Schweiz. Eine dieser Rückwirkungen zeigte sich in Form von kolonialen Geldströmen. Heimgekehrte Veteranen hatten nach 20 – ab 1877 ab 12 Dienstjahren – Anspruch auf eine lebenslange Pension. Deren Höhe hing von Dienstgrad und -dauer ab und variierte zwischen 72 und 1.400 Gulden pro Jahr, was ungefähr 150 bis 3.000 Schweizer Franken entsprach.⁴⁷

Daneben gab es noch Gratifikationen, die ausbezahlt wurden, wenn ein Soldat während seiner Dienstzeit körperliche Schäden erlitten hatte. Sie mussten jährlich beantragt und mit einem Arztzeugnis versehen werden. In den Quellen finden sich auffallend viele Anträge von kommunalen Armenfürsorgen, die Gratifikationszahlungen für einzelne Gemeindemitglieder beantragten, damit die Gemeindefinanzen entlastet werden. Dies zeigt, wie gut die Schweizer Bürokratie in ein globales Netz eingebunden war, und dass sie sich der Aktivitäten von Schweizer Söldnern durchaus bewusst war.

Ähnliches galt schließlich für die Nachlasszahlungen für Angehörige gefallener Söldner. Deren Beträge variierten zwischen kleinen einstelligen Beträgen bis in Ausnahmefällen zu mehreren hundert Gulden. Auch hier gab es Fälle, in denen die Armenbehörden selbst kleinste Summen beantragten, da die Hinterbliebenen der verstorbenen Söldner von der Armenkasse abhängig waren. In anderen Fällen schlügen die Verwandten aber auch höhere Beträge aus, da sie den administrativen Aufwand scheut.

Im Vergleich zu den Erträgen, die im damaligen Kolonialwarenhandel erwirtschaftet wurden, waren die Geldflüsse an Schweizer Söldner insgesamt marginal. Für die einzelnen Veteranen und ihre Familien konnten diese aber eine existentielle Bedeutung einnehmen. Besonders ersichtlich wird dies, wenn man sich vergegenwärtigt, dass in den 1870er Jahren der durchschnittliche Tageslohn eines Fabrikarbeiters in der Schweiz zwischen 3 und 5 Franken lag. Bereits eine kleine jährliche Pension von 140 Franken machte daher einen entscheidenden Unterschied.⁴⁸ Um den tatsächlichen Wert dieser Zahlungen

⁴⁷ Siehe zu den Geldflüssen auch: Philipp Krauer/Bernhard C. Schär: Welfare for War Veterans. How the Dutch Empire Provided for European Mercenary Families, c. 1850 to 1914, in: *Itinerario. Journal of Imperial and Global Interactions* 47 (2023), 2, S. 223–239.

⁴⁸ Zu den Löhnen der Schweizer Arbeiterklasse vgl. das Standardwerk: Erich Gruner: *Die Arbeiter in der Schweiz im 19. Jahrhundert. Soziale Lage, Organisation, Verhältnis zu Arbeitgeber und Staat*, Berlin 1968.

richtig einordnen zu können, sollte man sie daher nicht isoliert, sondern im Kontext zu den entsprechenden Lebensumständen interpretieren.

13. Kulturelle Rückwirkungen

Neben diesen ökonomischen Rückwirkungen gab es auch kulturelle.⁴⁹ Die Erfahrung im kolonialen Raum prägte die Denkmuster der kolonialen Söldner und formte ihr Blick auf außereuropäische Gesellschaften. Viele übernahmen stereotypisierende und rassistische Vorurteile, die eine klare Abgrenzung von einem nicht-christlichen, nicht-weißen und außereuropäischen „Anderen“ ermöglichte.⁵⁰ Diese „Grammatik der Differenz“ diente nicht nur dazu, ein Selbstbild der eigenen vermeintlichen Überlegenheit zu zeichnen, sondern auch zur Legitimation europäischer Kolonialherrschaft. Allerdings verlief diese Dichotomie zwischen Kolonisieren und Kolonisierten keineswegs starr oder stabil – sie war oft fragil, widersprüchlich und wurde immer wieder neu ausgehandelt.⁵¹

Diese kolonialen Bilder vermittelten die Söldner schließlich mittels Memoiren, Briefen, Tagebüchern und Postkarten durch alle sozialen Schichten hindurch an ein Schweizer Publikum. Wie dieses Publikum solche Beschreibungen aufnahm, ist weitgehend unbekannt. Fest steht jedoch, dass dieses oftmals bereits über andere Wege mit solchen kolonial-rassistischen Repräsentationen in Kontakt gekommen war, sei es über sogenannte Völkerschauen, Kinderbücher, Berichte von Missionsgesellschaften, exotisierende Werbung oder durch den Konsum von Kolonialwaren.⁵² Insofern haben die Söldner nicht selten auch die Erwartungen ihrer Leserschaft bedient.

⁴⁹ Dieser Teil stützt sich auf Kapitel 5 in: Krauer: Swiss Mercenaries in the Dutch East Indies, S. 121-151.

⁵⁰ Zum Prozess des „Otherings“ vgl. Patricia Purtschert: Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte der weißen Schweiz, Bielefeld 2019, S. 40-50.

⁵¹ Ann Laura Stoler/Frederick Cooper: Between Metropole and Colony. Rethinking a Research Agenda, in: dies. (Hg.): Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World, Berkeley 1997, S. 1-56, hier S. 3-4.

⁵² Vgl. Rea Brändle: Wildfremd, hautnah: Zürcher Völkerschauen und ihre Schauplätze 1835-1964, Zürich 2013; Patrick Minder: Human Zoos in Switzerland, in: Nicolas Bancel/Pascal Blanchard (Hg.): Human Zoos Science and Spectacle in the Age of Colonial Empires, Liverpool 2008, S. 328-340; Manuel Menrath: Afrika im Blick: Afrikabilder im deutschsprachigen Europa, 1870-1970, Zürich 2012; Simone Bleuer/Barbara Miller: Verkörpern – verfestigen – verfliehen. Resonanz missionarischer Kulturkontakte in der katholischen Schweiz der 1950er- und 1960er-Jahre, in: Traverse: Zeitschrift für Geschichte 26 (2019), 1, S. 94-108; sowie der Sammelband von Patricia Purtschert/Francesca Falk/Barbara Lüthi (Hg.): Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien, Bielefeld 2012.

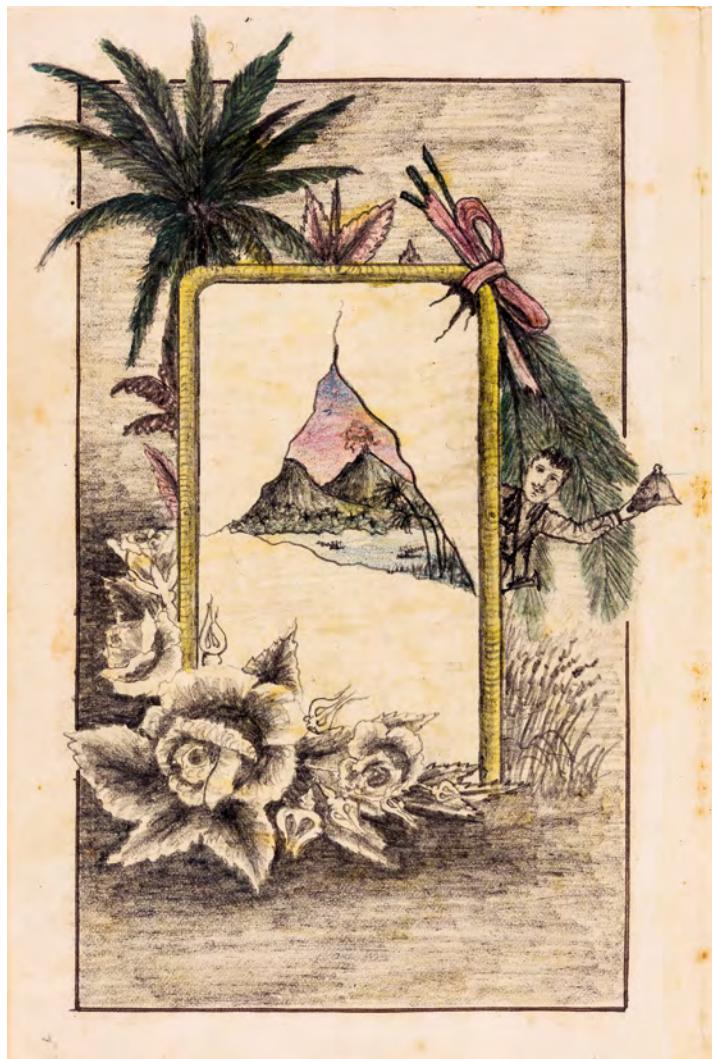


Abb. 5: Die Söldner vermittelten ihre Eindrücke aus den Kolonien ihren Verwandten in der Schweiz – nicht immer nur in Worten, sondern manchmal auch in Bildern wie hier auf der Zeichnung von Arnold Egloff.
(Bild: SSA, Ar 201.303)

14. Fazit

Was für Schlüsse können wir nun aus der Geschichte dieser militärischen Arbeitsmigranten ziehen? Erstens wird deutlich, wie wichtig es ist, die Geschichte der gewalttätigen kolonialen Expansion nicht in „nationalen Containern“, sondern in einem grenzüberschreitenden, transimperialen Raum zu denken. Um Handelsmonopole aufrechtzuerhalten, Widerstand zu brechen und Rohstoffe abzubauen, waren die Kolonialmächte auf die Arbeitskraft von Menschen angewiesen, die sie außerhalb ihrer nationalen Territorien rekrutierten. Die Schweizer Söldner deckten dabei eine spezifische Nachfrage auf einem transimperialen militärischen Arbeitsmarkt.

Zweitens ermöglicht uns diese Geschichte eine neue Perspektive auf die Geschichte der militärischen Arbeitsmärkte. Außereuropäische Schauplätze wie die Karibik, Sri Lanka, Vietnam, Indien und Indonesien sind demnach genauso Teil dieser Geschichte wie Madrid, Neapel und Paris. Hier gibt es noch großen Forschungsbedarf: Inwiefern finanzierte das Silber aus Lateinamerika oder die von versklavten Menschen auf französischen Zuckerrohrplantagen in Martinique und Haiti erwirtschafteten Gewinne die Anwerbung von Söldnern aus Deutschland, Österreich und der Schweiz? Auch stellt sich die Frage, inwiefern die Aussicht auf koloniale Profite das globale Wettrüsten in- und außerhalb Europas anheizte.

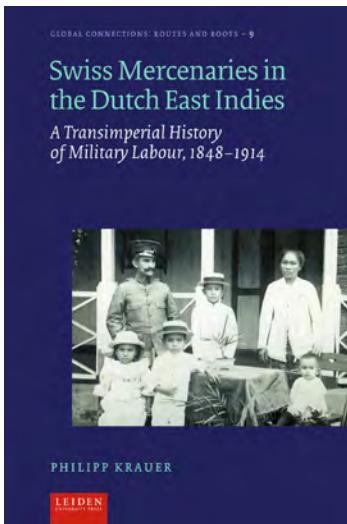
Der Einbezug dieser außereuropäischen Schauplätze zwingt uns drittens, die Kategorie einer „Geschichte von unten“ zu hinterfragen. Was bedeutet das, wenn junge Europäer aus der Arbeiterschicht sich in das komplexe koloniale Geflecht von verschiedenen Achsen der Privilegierung und Diskriminierung begaben? Einerseits wurden sie zwar von der bürgerlichen europäischen Zivilgesellschaft ausgegrenzt, gegenüber ihren javanischen Kollegen waren sie andererseits aber deutlich bessergestellt. Noch ersichtlicher wird das Ungleichgewicht gegenüber den javanischen Konkubinen, die den europäischen Soldaten ausgeliefert waren. Inwiefern handelt es sich hier also noch um die Geschichte von Subalternen – und inwiefern nicht?

Viertens erinnert uns diese Geschichte daran, dass der Kolonialdienst auch auf Länder ohne formalen Kolonialbesitz tiefgreifende ökonomische und kulturelle Rückwirkungen hatte. Zwar waren die Summen, die an Veteranen flossen, weitaus geringer als die Profite des Kolonialwarenhandels. Aber für Männer aus der Arbeiterklasse konnten selbst geringe Beträge einen entscheidenden Einfluss auf ihre Lebensverhältnisse haben. Zudem zeigen die kulturellen Rückwirkungen, dass in den Kolonien geprägte rassistische Weltbilder bis zu den

urbanen und ländlichen Unterschichten in Ländern ohne formalen Kolonialbesitz drangen – und dort weiterwirkten.

Philipp Krauer war von 2017 bis 2021 Doktorand an der Professur für Geschichte der modernen Welt an der ETH Zürich. Nach fast vier Jahren als Archivar im Staatsarchiv Schwyz ist er seit Juli 2025 im Rahmen des Projekts „Engineering Empires from the Margins: Global Techno-Colonialism and the Swiss Federal Institute of Technology“ wieder an der ETH Zürich tätig.





GLOBAL CONNECTIONS: ROUTES AND ROOTS – 9

Swiss Mercenaries in the Dutch East Indies

A Transimperial History of Military Labour, 1848–1914

PHILIPP KRAUER

LEIDEN UNIVERSITY PRESS

Philipp Krauer
Swiss Mercenaries in the
Dutch East Indies
A Transimperial History of
Military Labour, 1848–1914

29 March 2024
236 pages
Hardback: € 104 ISBN 97890087284145
Paperback: € 47.95 ISBN 97890087284510

Between 1848 and 1914 around 5800 Swiss Mercenaries enlisted in the Dutch Colonial Army (KNIL) to fight in the Dutch East Indies (present-day Indonesia). Following the traces of these mercenaries beyond the confines of the Dutch Empire, this book elucidates the complexities of the nineteenth-century military labour markets and provides an intricate examination of the mercenaries' socio-cultural backgrounds, their motives, and their engagement with local communities and authorities. In doing so, it reveals the profound effects of colonialism not only on the colonies themselves, but also on the social, economic and cultural landscape of the European hinterland.

35

Knud Andresen

LAUDATIO AUF KORNELIA RUNG

Die German Labour History Association vergibt den Thomas-Welskopp-Preis an Kornelia Rung, für ihre Arbeit „Faire Arbeit‘. Solidarität in der Textil- und Bekleidungsindustrie in den 1970er und 1980er Jahren“, die an der Universität Augsburg 2024 angenommen wurde.

Die Textil- und Bekleidungsindustrie ist für Kornelia Rung der Gegenstand, an dem sie sehr viel größere Themen verhandelt. Der Niedergang der Textil- und Bekleidungsindustrie in der Bundesrepublik und Westeuropa in den 1970er und 1980er Jahren wird von ihr verbunden mit systematischen Fragen nach transnationalen Aneignungs- und Aushandlungsprozessen über Vorstellungen von fairer Arbeit bzw. Solidarität. Dabei nimmt sie drei Akteursgruppen in den Blick: Die bundesdeutsche Gewerkschaft Textil-Bekleidung (GTB), die International Labour Organisation (ILO) sowie Dritte-Welt-Gruppen und Teile der Frauenbewegung. Dabei kann Rung die – nach Marcel van der Linden – „Krise der Weltarbeiterbewegung“ und das ihr innewohnende „größte Paradoxa unserer Zeit“ aufzeigen, die Ambivalenzen „nationaler, regionaler und internationaler gewerkschaftlicher Argumentations- und Handlungsmuster im Zeichen der neuen internationalen Arbeitsteilung“. Die Debatten um „faire Arbeit“ seien vor allem Versuche, Antworten auf einen globalisierten Arbeitsmarkt zu finden.

In drei zentralen Kapiteln widmet sie sich den jeweiligen Akteursgruppen, und jedes Kapitel ist bereits eine umfassende Studie für sich, die auf breiter und empirisch dichter Basis stehen. So war die GTB – und ihre europäischen Partnergewerkschaften – für den Erhalt von Arbeitsplätzen in der BRD und forderte für die neuen Produktionsstandorte höhere Löhne, auch aus Wettbewerbsgründen. Sie beklagte fehlende Unterstützung durch die Bundesregierung und

setzte auf internationale Vertragswerke für den Welthandel. Die von der GTB geforderten sozialen Mindeststandards enthielten protektionistische Elemente. Insofern zeigt Rung die Grenzen des Solidaritätsbegriffes bei der GTB auf.

Die ILO, als interstaatliche, tripartistische Organisation stand im Spannungsbogen einer universalen sozialen Gerechtigkeit und protektionistischer Maßnahmen. Diesen Konflikten versuchte die ILO mit einer Formel von fairer Arbeit als weltweit geteilter Arbeit zu begegnen. Dabei, das verdeutlicht Rung eindringlich, waren die vielen Textilarbeiterinnen in den Debatten eher unsichtbar.

Als dritte Gruppe nimmt sie zivilgesellschaftliche Akteure aus der Dritte-Welt-Bewegung und der Frauenbewegung in den Blick. Ausführlich stellt sie z.B. die Kampagne „Jute statt Plastik“ oder militante Interventionen der Roten Zora dar, die 1987 Bombenanschläge auf die Handelskette Adler verübt, um einen Streik koreanischer Arbeiterinnen in der Textilproduktion zu unterstützen und gleichzeitig mit Terre des Femmes über die Aktionsform in Konflikt gerieten. Bei dieser feministischen Solidarität ging es auch um einen moralischen Konsum. Kornelia Rung liefert damit einen wichtigen und innovativen Beitrag zu einer Moral Labour History.

Kornelia Rung hat eine empirisch dichte und innovative Arbeit vorgelegt, in der sie souverän drei große Akteursgruppen untersucht und deren gemeinsame wie differente Positionierungen aufzeigt. Denn das aufgezeigte Paradox von universalen sozialen Standards und Menschenrechten und Protektionismus bzw. Standortsicherung ist in allen Arbeitswelten bis in die Gegenwart präsent. Die Arbeit so auch ist eine hervorragende historiographische Grundlage für aktuelle Diskussionen um Solidarität und Faire Arbeit, in der sie widersprüchliche Strategien an einem historischen Beispiel aufzeigt. Damit trägt sie auch zur Debatte über die Geschichte nach dem Boom bei. Hier erweitert sie die Perspektive überzeugend auf die Arbeitsteilung in einer globalisierten Welt und die darin zutage tretenden unterschiedlichen Interessen, die mit Begriffen wie Solidarität und Faire Arbeit einerseits einen Fluchtpunkt der Überlegungen verdeutlichen und andererseits Konflikte in der globalen Arbeiterbewegung und von zivilgesellschaftlichen Akteuren verdecken können. Ihr präziser Blick auf das Thema wird die Labour History wie auch aktuelle Debatten beflügeln.

PD Dr. Knud Andresen ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte und Privatdozent an der Universität Hamburg.

INTERNATIONAL, FEMINISTISCH, FAIR?

Textile Arbeitswelten und Solidarität
im Strukturwandel

1. Einleitung

1978 veröffentlichte das Presse- und Informationsamt der Bundesregierung eine Anzeige, die groß und breit titelte „Frau Müller kauft ein Hemd aus Ceylon. Das sichert ihrem Mann die Arbeit“.¹ Im Vorfeld des Bonner Weltwirtschaftsgipfels sollte die Anzeige damals ein neues Phänomen erklären helfen: die neue internationale Arbeitsteilung, über die sich Gewerkschaften, Regierungen und Unternehmen den Kopf zerbrachen. Doch was als Werbung für den deutschen Maschinenbau und den freien Welthandel gelten sollte, entpuppte sich als Abgesang auf die deutsche Textil- und Bekleidungsindustrie – zumindest aus einhelliger Sicht ihrer Gewerkschaft, Unternehmen und anderen Vertretungen. Ohne es zu wollen, zeichnete die Kampagne ein regelrechtes Konfliktpanorama: Denn gerade in den 1970er und 1980er Jahren koppelten sich mit der Globalisierung von Arbeit und Produktion gesellschaftliche, wirtschaftliche und technologische Entwicklungen, die bereits zeitgenössisch als „Umbruch in der Weltwirtschaft“ beschrieben wurden – und die die Arbeitswelten vieler Menschen in ihren Grundlagen ändern sollten.² Dieser Wandel von Arbeitswelten

1 Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Anzeige „Frau Müller kauft ein Hemd aus Ceylon. Das sichert ihrem Mann die Arbeit. Arbeitet Herr Müller denn in Asien?“, in: BArch, B102/207119.

2 Vgl. z. B. Folker Fröbel/Jürgen Heinrichs/Otto Kreye: Umbruch in der Weltwirtschaft. Die globale Strategie: Verbilligung der Arbeitskraft/Flexibilisierung der Arbeit/Neue Technologien, Reinbek bei Hamburg 1986.

und -strukturen, seine neuen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten bildeten einen ökonomischen, sozialen und politischen Problemkontext, der weit über die Bundesrepublik hinausreichte und eng verbunden war mit der Entwicklung neuer Beziehungsweisen in und zwischen den Industrieländern der „Ersten“ und den Entwicklungsländern der „Dritten Welt“.³

Denn Arbeit, das war in der globalen Textil- und Bekleidungsindustrie (TBI) 1978 längst zu einer ebenso wenig selbstverständlichen wie umstrittenen Praxis geworden. Das galt nicht nur für die Traditionseindustrien im sogenannten Globalen Norden, denen die neue Arbeitsteilung einschneidende Arbeitsplatzverluste abverlangt hatte. Das galt auch für die Länder im Globalen Süden, die sich zwar zusehends als neue Produktionsstandorte etablierten, deren vergleichsweise niedrige Arbeits- und Sozialstandards jedoch der harschen Kritik vor allem derer ausgesetzt waren, die in den Industrieländern um ihre Wettbewerbsfähigkeit rangen. Und das galt drittens für eine zunehmende kritische Masse an Verbraucher:innen, die ihre eigenen Konsum- und Alltagsgewohnheiten für die arbeits- und menschenrechtlichen Missstände in der „Dritten Welt“ verantwortlich zeichneten. Für sie alle war klar: Arbeit zu teilen, das musste vor allem bedeuten, nach den gemeinsamen Rechten und Pflichten zu fragen, die mit ihr verbunden waren. Was allerdings das Gemeinsame war und wie so etwas wie faire Arbeit in der globalen TBI aussehen könnte, darüber hatten die Gewerkschaft Textil-Bekleidung (GTB), die internationalen Gewerkschaftsverbände und die Internationale Arbeitsorganisation (IAO), aber auch die Fair-Handels- und Frauenbewegungen 1978 bereits intensiv, kontrovers und keinesfalls abschließend diskutiert.

Es sind diese konkreten Aushandlungsprozesse der neuen Strukturen und Beziehungen der globalen Arbeitsteilung, denen ich in meiner Dissertation zu Ideen von fairer Arbeit und Solidarität in der TBI nachgegangen bin – und die zeigen, wie sehr unterschiedliche zeitgenössische Krisendiskurse, politische Utopien und ökonomische Realitäten die jeweiligen Vorstellungen von fairer Arbeit und Solidarität prägten. Die Frage danach, was aus Sicht der Akteur:innen nach den eigenen Kriterien und Maßstäben als fair und gerecht gelten konnte, kontextualisiert den Strukturwandel der 1970er Jahre anders und neu,

3 Vgl. zur Vielzahl globaler Arbeitswelten, den Austauschbeziehungen zwischen Nord und Süd und der Bedeutung normativer Begründungen und Bedürfnisse für die Gestaltung industrieller Beziehungen Winfried Süß/Dietmar Süß: Zeitgeschichte der Arbeit: Beobachtungen und Perspektiven, in: Knud Andresen/ Ursula Bitzegeio/Jürgen Mittag (Hg.): Nach dem Strukturbruch? Kontinuität und Wandel von Arbeitswelten, Bonn 2011, S. 345–365.

nämlich als Deutungs- und Gestaltungsrahmen, in dem die Akteur:innen gemeinsame moralische Grundsätze ebenso verhandelten wie sie ihre Machtressourcen dafür einsetzten, die neuen Spielregeln von Arbeit und Produktion nach ihren eigenen Vorstellungen zu gestalten.⁴

2. Die Gewerkschaft Textil-Bekleidung: Die „Opfer“ und die Anderen

Dass gerade die GTB „Frau Müller“ als regelrechten Angriff auf die bundesdeutsche TBI wahrnehmen würde, zumindest damit hätte das Presse- und Informationsamt 1978 rechnen müssen. Hatten sich die Branchen von den Konjunktur-einbrüchen Ende der 1950er und Mitte der 1960er Jahre noch erholen können, gestaltete sich ihre Situation seit 1973/74 ungleich düsterer:⁵ Allein im Lauf der 1970er Jahre hatten, so die Zahlen des GTB-Vorsitzenden Berthold Keller, von beinahe einer Million Textil- und Bekleidungsarbeiter:innen fast 400.000 ihre Arbeitsplätze verloren.⁶ Vor diesem Hintergrund berührte „Frau Müller“ einen besonders empfindlichen Punkt der GTB, die den globalen Strukturwandel als spezifische und mehrfache Krise der bundesdeutschen Textil- und Bekleidungsarbeit interpretierte: Die Gewerkschaft sah die deutschen Arbeiter:innen einem unfairen internationalen Wettbewerb, einer fehlgeleiteten Entwicklungspolitik und einer politischen Ungleichbehandlung in der Bundesrepublik ausgesetzt.⁷ Das machte den Strukturwandel für die GTB zu einer Beschäftigungskrise für die deutschen

-
- 4 Siehe zur breiten historischen Forschung zum Strukturwandel z. B. Konrad H. Jarausch (Hg.): Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte, Göttingen 2008; Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael: Nach dem Boom. Neue Einsichten und Erklärungsversuche, in: dies. (Hg.): Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom, Göttingen 2016, S. 9-34, hier S. 12-19; Lutz Raphael: Jenseits von Kohle und Stahl. Eine Gesellschaftsgeschichte Westeuropas nach dem Boom, Berlin 2019.
 - 5 Vgl. zur Entwicklung der bundesdeutschen Textil- und Bekleidungsindustrie z. B. Stephan H. Lindner: Den Faden verloren. Die westdeutsche und die französische Textilindustrie auf dem Rückzug (1930/45-1990), München 2001; Alex Gertschen: Klassenfeinde – Branchenpartner? Unternehmen und Gewerkschaften der westdeutschen Textilindustrie vor der Herausforderung der Internationalisierung, 1949-1979, Baden-Baden 2013; Michael Breitenacher: Die Textilindustrie in der Bundesrepublik Deutschland, Köln 1983.
 - 6 Berthold Keller: Wirtschaftsentwicklung und Strukturwandel – Herausforderungen für die Gewerkschaftspolitik, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 31 (1980), 7, S. 464-468, hier S. 464.
 - 7 Z.B. 13. Ordentlicher Gewerkschaftstag, 1978, Eröffnungsansprache des Vorsitzenden Karl Buschmann, S. 15, in: Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung (AdsD der FES), 5/GTBA800036 [X800028a]; Beschußvorlage für die 9. Sitzung des Hauptvorstandes nach dem 15. Ordentlichen Gewerkschaftstag, Betr.: TOP 10, Organisatorisches, f) Entschließung von Hauptvorstand und Beirat zur „Sozialen Absicherung des Strukturwandels in der Textil- und Bekleidungsindustrie“, 24.2.1988, S. 1-2, in: AdsD der FES, 5/GTBA020031.

Arbeiter:innen – und die Arbeiter:innen selbst zu „Opfern“ dieser Krise.⁸ Diese Opferrolle war konstituierend für das Selbstverständnis der GTB und ausschlaggebend für ihre klare Abgrenzung von der bundesdeutschen Strukturpolitik, den Arbeiter:innen anderer Branchen, aber auch – und besonders – den Textil- und Bekleidungsarbeiter:innen in Entwicklungsländern. Ihr Konzept von heimischer Arbeit als nationale und branchenspezifische Interessenvertretung begründete die GTB mit der Solidarität für die eigene, besonders leiderprobte Klientel.

Der Hauptschauplatz ihres Kampfes für heimische Arbeit war der Welthandel mit Textilien und Bekleidung; aus Sicht der GTB ein Katalysator der Probleme, die sich in der Beschäftigungskrise der Bundesrepublik bahnbrachen. Ein regulierter – und dementsprechend „fairer“ – Welthandel, davon war die GTB überzeugt, könne dazu beitragen, die Beschäftigungslage in der Bundesrepublik zu stabilisieren.⁹ Dementsprechend engagiert setzte sich die Gewerkschaft für den Abschluss und die vier Verlängerungen des Welttextilabkommens (WTA) seit 1973 ein, wobei sie zwei ihrer Forderungen besonders vehement artikulierte: die Einhaltung sozialer Mindeststandards und Importbeschränkungen für Entwicklungsländer.¹⁰ Schließlich lag der einzige Wettbewerbsvorteil der Entwicklungsländer aus Sicht der GTB in den „Hungerlöhnen“ der Arbeiter:innen.¹¹ Ihre Arbeits- und Lebensbedingungen zu verbessern war der ausschlaggebende Ansatzpunkt für einen „Welthandel [...] unter fairen und sozialen Bedingungen für alle Beteiligten“.¹² Die Einführung einer Sozialklausel, also die Kopplung internationaler Handelsverträge an die Einhaltung angemessener Lohn-, Arbeits- und Sozialbedingungen in den Entwicklungsländern, so das Argument, bedeute nicht nur die Unterstützung der Kolleg:innen in

8 Z.B. 13. Ordentlicher Gewerkschaftstag, 1978, Anträge und Entschließungen mit Empfehlungen der Antragskommission, Antrag Außenwirtschaft und Entwicklungspolitik, S. 3, in: AdsD der FES, 5/GTBA800044; 13. Ordentlicher Gewerkschaftstag, Eröffnungsansprache, S. 5.

9 Z.B. 11. Ordentlicher Gewerkschaftstag, 1971, Mündlicher Geschäftsbericht des Kollegen Buschmann, S. 5, in: AdsD der FES, 5/GTBA800021.

10 Besonders aufschlussreich sind hier die Anträge der GTB-Gewerkschaftstage und der ITBLAV-Weltkongresse, zu finden in den Beständen *Gewerkschaft Textil-Bekleidung (GTB) Hauptvorstand und Internationale Textil-, Bekleidungs- und Ledervereinigung (ITBLAV)* im AdsD der FES.

11 Ergebnisprotokoll von der 23. Sitzung des Hauptvorstandes nach dem 12. Ordentlichen Gewerkschaftstag, Anträge für die Sitzung des Hauptvorstands am 30.9.1978, Anlage 4: Außenwirtschaft und Entwicklungspolitik, in: AdsD der FES, 5/GTBA020071.

12 Beschlussvorlage für die 11. Sitzung des Hauptvorstandes nach dem 15. Ordentlichen Gewerkschaftstag, Betr.: TOP 9, 5. Weltkongress der Internationalen Textil-, Bekleidungs- und Lederarbeiter-Vereinigung in der Zeit vom 26. bis 30. September 1988 in Tokio, Anlage Nr. 3: Antrag der Gewerkschaft Textil-Bekleidung, Bundesrepublik Deutschland, Bessere Wirtschafts- und Sozialordnung, in: AdsD der FES, 5/GTBA020031.

Entwicklungsländern, sondern sichere auch die Arbeitsplätze in der Bundesrepublik. Solange die Bedingungen eines „fairen“ Welthandels allerdings unerfüllt blieben, solange gelte es auch, die Arbeiter:innen in der Bundesrepublik vor der weiteren „Opferung“ zugunsten der Anderen zu schützen: der Entwicklungsländer, der „Zukunftsindustrien“ und der anderen strukturschwachen Branchen in der Bundesrepublik.¹³ Das Konzept der GTB von fairer Arbeit galt also stets der eigenen Klientel. Für sie, für den Erhalt heimischer Arbeit forderte die Gewerkschaft „internationale Solidarität“ letztlich ein.

Auch wenn in der Internationalen Textil-, Bekleidungs- und Lederarbeitervereinigung (ITBLAV) vom „Wir“ die Rede war, waren damit oftmals die Gewerkschaften aus den Industrieländern gemeint. Sie waren diejenigen, die den Anderen – also den Entwicklungsländern – Hilfe leisteten, wenn es um den Schutz ihrer schlecht bezahlten und sozial ungeschützten Arbeiter:innen ging.¹⁴ Dabei war die gewerkschaftliche Solidarität der Industrieländer durchaus voraussetzungsvoll und stark an den Interessen der eigenen Arbeiter:innen orientiert. Denn zur Einhaltung der Sozialklausel sollten vor allem Hongkong, Südkorea, Taiwan und Macao verpflichtet werden – und mit ihnen diejenigen asiatischen Hauptlieferländer, aus denen die meisten Textil- und Bekleidungsimporte stammten. Anders ausgedrückt: für die GTB und die Gewerkschaften der ITBLAV-Industrieländer orientierte sich das Maß der Unterstützungsbereitschaft daran, wie gefährlich das Exportvolumen der jeweiligen Länder für die eigenen Märkte war. Diese gewerkschaftliche Grenzziehung, die dem „Wir“ der Industrieländer die anderen, „echten“ Entwicklungsländer und die wieder anderen, „hochentwickelten“ Schwellenländer entgegensezte, bestimmte den entsprechend exklusiv und paternalistisch aufgeladenen Aushandlungsprozess der neuen Beziehungsweisen der globalen Arbeitsteilung.¹⁵

-
- 13 Z.B. GTB: Ergebnisprotokoll der 13. Sitzung des Hauptvorstandes nach dem 12. Ordentlichen Gewerkschaftstag, 1976, TOP 2: Wirtschaftliche Situation in der Textil- und Bekleidungsindustrie, S. 2, in: AdsD der FES, 5/GTBA020071; 2. ITBLAV-Weltkongress, 1976, Vorschlag betreffend eine Sozialklausel zur Aufnahme in den GATT-Vertrag, in: AdsD der FES, 5/GTBA130013; EGA-TBL: Welttextilabkommen und Sozialklausel, Com. 103021 vom 16.3.1981, in: AdsD der FES, EGV-TBL, 9.
- 14 Z.B. 3. ITBAV-Weltkongress, 1968, Bericht an den Kongress, Bericht des Generalsekretärs, S. 17, in: AdsD der FES, 5/GTBA130011; 2. ITBLAV-Weltkongress, 1976, Eröffnungsansprache von Herrn Karl Buschmann, Präsident der ITBLAV, S. 10, in: AdsD der FES, ITBLAV, Archives, ITGLWF 1976 Congress 1; 3. ITBLAV-Weltkongress, 1980, Bericht über den Dritten Weltkongress [Protokoll], Eröffnungsansprache von K. Buschmann, ITBLAV Präsident, S. 8, in: AdsD der FES, ITBLAV, 3rd W.C. Wien 1980 All documents x1 French/German.
- 15 4. ITBLAV-Weltkongress, Report, Resolutions, Multifibre Arrangement, S. 147–148, in: IISH, ICFTU/ITUC Archives (ARCH00622), Ac313; 4. ITBLAV-Weltkongress, 1984, Report on Fourth World Congress, S. 46–58, in: IISH, ICFTU/ITUC Archives (ARCH00622), Ac313.

Die Abgrenzung von den Entwicklungsländern konstituierte auch den Zusammenhalt der europäischen Gewerkschaften und ihr gemeinsames Konzept von fairer Arbeit. Ihre gemeinsame Basis stellte die Verteidigung der europäischen Textil- und Bekleidungsarbeiter:innen - der „Opfer“ des globalen Strukturwandels und der EG-Außenwirtschaftspolitik - vor der Bedrohung durch außereuropäische Importe dar.¹⁶ Die ähnlichen Krisenerfahrungen der europäischen Textil- und Bekleidungsarbeiter:innen schufen einen gemeinsamen Referenz- und Erfahrungsrahmen und gaben den Gewerkschaften dringlichen Anlass zur Sicherung des Industriestandorts Europa durch „faire Handelsbedingungen“ - also durch das WTA.¹⁷ Dabei waren der Europäische Gewerkschaftsausschuss Textil, Bekleidung, Leder (EGA-TBL) und die Europäische Regionalorganisation (ERO) der Internationalen Arbeitsorganisation (IAO) auch deswegen so erfolgreich, weil die nationalen Gewerkschaften ihre Kämpfe in vielerlei Hinsicht auf der europäischen Ebene fortsetzen und dank der organisatorischen Koordination umso erfolgreicher ausfechten konnten. Denn wogegen die GTB in der Bundesrepublik kämpfte: die unfaire Wettbewerbs- und Handelspolitik, die fehlgeleitete Entwicklungspolitik und die ungerechte Struktur- und Industriepolitik der Bundesregierung, das setzte sich auf EG-Ebene fort, sodass jeder gewerkschaftliche Erfolg in Europa, vor allem bezüglich der EG-Außenwirtschaftspolitik, im Sinne nationaler Gewerkschaftsinteressen war.¹⁸ In gewisser Weise war das WTA die Sollbruchstelle der gewerkschaftlichen Solidarität mit der „Dritten Welt“, die in unterschiedlichen Formen und Zusammenhängen durchaus zum Ausdruck kam, aber insbesondere dann bedeutende Reibungsverluste erlitt, wenn es um den Schutz der eigenen Arbeiter:innen vor den neuen, „unfairen“ Handelsstrukturen ging.

Eines der Hauptargumente der GTB für heimische Arbeit waren die vielen Frauen, die in der TBL beschäftigt und damit auch überproportional stark von den Arbeitsplatzverlusten betroffen waren. Waren die textil- und bekleidungsindustriellen Löhne im bundesdeutschen Branchenvergleich verhältnismäßig niedrig, verdienten Frauen zusätzlich weniger als ihre Kollegen. Erschwerte die

¹⁶ EGA-TBL: Grundsatzdeklaration vom Juli 1984, S. 2, in: AdsD der FES, 5/GTBA130016A.

¹⁷ Ebd., S. 3.

¹⁸ Z.B. EGA-TBL: Forderungen des Europäischen Gewerkschaftsausschusses Textil, Bekleidung und Leder vom 30.11.1984, in: AdsD der FES, 5/GTBA130016A; EGA-TBL: Grundsatzdeklaration vom Juli 1984, in: AdsD der FES, 5/GTBA130016A; EGA-TBL: Zusammenfassung der Europäischen Prioritäten, Com. 10952 vom 9.10.1989, in: AdsD der FES, EGV-TBL, 12.

ländliche Ansiedlung der TBI die Suche nach neuen Arbeitsplätzen ohnehin, waren verheiratete Frauen und Mütter räumlich wie zeitlich noch gebundener, zumal sie vielfach in Teilzeit arbeiteten. Konnten die „Zukunftsindustrien“ für die oft gering qualifizierten (Hilfs-)Arbeiter:innen der TBI keine entsprechenden – und vor allem ausreichenden – neuen Arbeitsplätze bieten, mussten sich arbeitende Frauen grundsätzlich gegen gesellschaftliche Rollenbilder durchsetzen, die Erwerbstätigkeit als männliche Domäne und Arbeitslosigkeit dementsprechend als männliches Problem verstanden. So bedeuteten nicht nur die abgebauten, sondern vor allem auch die nicht neu entstehenden Arbeitsplätze in der TBI aus Sicht der GTB für Frauen eine besonders heikle Situation auf dem Arbeitsmarkt.¹⁹

Während sich die Gewerkschaft entschieden gegen solche Rollenvorstellungen, Ungleichbehandlungen und die Marginalisierung von Frauen einsetzte, spiegelten die eigenen gewerkschaftlichen Organisationsstrukturen diese zugleich wider. Zwar stellten Frauen den größten Anteil der GTB-Mitglieder und leisteten einen Großteil der gewerkschaftlichen Basisarbeit, doch waren sie kaum in den Entscheidungsgremien und der hauptamtlichen Gewerkschaftsarbeit vertreten, sodass sie Mühe hatten, ihren Kollegen dort nahezubringen, dass die Beschäftigung mit dem Thema Frauenarbeit systematischer und gesamtgewerkschaftlicher Natur sein müsse. Denn auf praktischer Ebene bestand das Problem nicht zuletzt darin, dass Frauenarbeit entweder separiert in speziellen (Frauen-)Gremien, oder aber als Paradebeispiel für die Negativerfolgen des Strukturwandels diskutiert wurde. So wurden die besonderen Bedürfnisse und Herausforderungen der Frauenarbeit nicht als integraler und eigenständiger Gegenstand der Gewerkschaftsarbeit behandelt, sondern entweder von der allgemeinen Gewerkschaftspolitik entkoppelt, oder aber als Begleiterscheinungen eines Gesamtproblems wahrgenommen.²⁰ Damit bestand innerhalb der Gruppe der „Opfer“, dem „Wir“ der bundesdeutschen Textil- und

¹⁹ Z.B. Karl Buschmann: Probleme der internationalen Arbeitsteilung in der Textil- und Bekleidungsindustrie, in: GMH 29 (1978), 6, S. 355-367; GTB: Ergebnisprotokoll von der 15. Sitzung des Hauptvorstandes nach dem 12. Ordentlichen Gewerkschaftstag, 1977, Anlage 1: Welttextilabkommen muß verbessert werden vom 21.4.1977, in: AdsD der FES, 5/GTBA02007; 14. Ordentlicher Gewerkschaftstag, 1982, Geschäftsbericht der Abteilung Gewerkschafts- und Gesellschaftspolitik, in: AdsD der FES, 5/GTBA800045; 15. Ordentlicher Gewerkschaftstag, 1986, Beschlüsse, S. 2, in: AdsD der FES, 5/GTBA800067.

²⁰ Mündliche Geschäftsberichte der Abteilung Frauen der Jahre 1971 bis 1990. In AdsD der FES, 5/GTBA800023, 5/GTBA800028, 5/GTBA800036 [X800028a], 5/GTBA800045, 5/GTBA800063, 5/GTBA8000102. Siehe ausführlich zu „Frauen in der GTB“ Peter Donnath/Annette Szege für: „Wir machen Stoff“. Die Gewerkschaft Textil-Bekleidung 1949-1998, Bielefeld 2021, S. 159-195.

Bekleidungsarbeiter, ein paralleles, anderes „Wir“: das der Frauen (und Migrant:innen), die zwar als besondere Opfergruppen gewürdigt wurden und deren Vertretung die GTB argumentativ als Stütze ihres Konzepts von heimischer Arbeit aneignete. Allerdings erschwerte das die Bemühungen dieser Gruppen, ihre eigenen, spezifischen Interessen, Ansprüche und Bedürfnisse innerhalb der GTB geltend und relevant zu machen.

3. Die Internationale Arbeitsorganisation (IAO): Anspruch und Wirklichkeit von Solidarität

Unterschiedliche Vorstellungen von fairer Arbeit zu einem konsensfähigen Konzept zu vereinen - darin bestand die wohl größte Herausforderung für die 1919 gegründete IAO. Das lag nicht nur an der neuen Arbeitsteilung, sondern vor allem an der Neuordnung der internationalen Politik: Die Dekolonialisierung zwang die IAO, ein Konzept von fairer Arbeit zu entwickeln, das den neuen Bedingungen und Problemen der veränderten Arbeitswelten vor allem auch in den Entwicklungsländern Rechnung trug, zumal sich auch innerhalb der Organisation die Mehrheiten zusehends zugunsten der postkolonialen Länder verschoben.²¹ Und doch gelang es der IAO, den globalen Wandel von Arbeit auf eine ganz eigene Weise anzueignen - und einen Raum zu schaffen, der zwar nicht frei von Pfadabhängigkeiten und Konflikten war, der es aber doch aufgrund gewisser Handlungs- und Denklogiken ermöglichte, die IAO-Politik an die neuen Bedingungen anzupassen und die der Mitgliedsstaaten auf ein gemeinsames Level zu bringen. Das gelang, indem die IAO die Krise der Arbeit als gemeinsames Problem von Entwicklungs- und Industrieländern beschrieb. Mit ihrem Konzept von fairer Arbeit als geteilter Arbeit vermittelte sie nicht nur zwischen den Mitgliedern aus Industrie- und Entwicklungsländern, sondern handelte zugleich die Bedingungen der zukünftigen internationalen Wirtschafts-, Entwicklungs- und Sozialpolitik aus.

²¹ Siehe intensiv zur Geschichte der ILO Daniel Maul: Menschenrechte, Sozialpolitik und Dekolonisation. Die Internationale Arbeitsorganisation (IAO) 1940-1970, Essen 2007 und ders.: The International Labour Organization. 100 Years of Global Social Policy, Berlin 2019.

Vor diesem Hintergrund richtete IAO-Generaldirektor David A. Morse zusammen mit dem Internationalen Arbeitsamt (IAA) die Strategie der Organisation Ende der 1960er Jahre neu aus, indem er Beschäftigung zum Dreh- und Angelpunkt der Wirtschafts-, Sozial- und Entwicklungsstrategie der IAO machte. Mit dem Weltbeschäftigteungsprogramm (WEP) von 1969 erobt er produktive Beschäftigung zur entwicklungspolitischen Maxime.²² Neu und radikal anders war am WEP, dass es ein weltweites strukturpolitisches Konzept darstellte: Es basierte auf der Überzeugung, dass der globale Strukturwandel ein Weltbeschäftigteungsproblem geschaffen hatte, in dem sich die Schwierigkeiten von Industrie- und Entwicklungsländern gegenseitig bedingten und nur mit einer Politik gelöst werden könnten, die produktive Beschäftigung in Industrie- und Entwicklungsländern als gemeinsames, international koordiniertes Ziel der Entwicklungs-, Wirtschafts- und Sozialstrategie festlegte. Einen Höhepunkt erreichte das WEP 1976 unter Generaldirektor Francis Blanchard, als die IAO-Weltbeschäftigungskonferenz mit den *Basic Needs* die Sicherung von Grundbedürfnissen als oberste Zielvorgabe (inter-)nationaler Entwicklungs- und Beschäftigungspolitik festlegte – und produktive Beschäftigung als Mittel und Ziel der Grundbedürfnisstrategie.²³ Die *Basic Needs* festigten das im WEP angelegte Konzept von fairer Arbeit im Sinne geteilter sozialer und wirtschaftlicher Probleme, Rechte und Pflichten und begründete es mit dessen beschäftigungspolitischen und wirtschaftlichen Mehrwert für die Industrieländer und dem beidseitigen Nutzen für Entwicklungs- wie Industrieländer.

Natürlich: Die Probleme in Entwicklungs- und Industrieländern unterscheiden sich drastisch. Der Clou an der Strategie der IAO war es, eine gemeinsame Wurzel für diese Probleme auszumachen und ein Prinzip der Umverteilung anzusetzen, das die internationale Arbeitsteilung, wirtschaftliches Wachstum und sozialen Fortschritt in Entwicklungs- und Industrieländern in Zusammenhang dachte. Dabei waren WEP und *Basic Needs* kein phantastischer Appell an das „Gebot der internationalen Solidarität“.²⁴ Statt eine Wunschvorstellung von fairer Arbeit zu beschreiben, lieferte der Ansatz Industrie- wie Entwicklungs-

²² Bericht des Generaldirektors an die dreiundfünfzigste Tagung der Internationale Arbeitskonferenz: Teil 1: Das Weltbeschäftigteungsprogramm, Genf 1969, [https://www.ilo.org/public/libdoc/ilo/P/09371/09371\(1969-53-part-1\).pdf](https://www.ilo.org/public/libdoc/ilo/P/09371/09371(1969-53-part-1).pdf) [28.2.2025]. Im Folgenden Morse, WEP.

²³ Bericht des Generaldirektors an die Tripartite World Conference on Employment, Income Distribution and Social Progress and the International Division of Labour, in: IAA: Employment, growth and basic needs: A one-world problem, Genf 1978, S. 1-178, https://www.ilo.org/public/libdoc/ilo/1978/78B09_5 [28.2.2025])

²⁴ Morse, WEP, S. 110.

ländern gute Gründe für ein gemeinsames Vorgehen. Eine Umverteilung der arbeitsintensiven Produktion und eine entsprechende Anpassung vor allem der Handelspolitik könne, so die zentrale Idee, den Menschen in Entwicklungsländern Beschäftigung und wirtschaftliche Kaufkraft zuteilwerden lassen, was den Industrieländern langfristig helfe, neue Absatzmärkte – und mit ihnen Arbeitsplätze – zu erschließen.

Praktisch stießen WEP und *Basic Needs* mit diesem Konzept von fairer Arbeit als geteilter Arbeit an altbekannte und neue Grenzen der Umsetzung. Das lag zum einen daran, dass die Gewerkschaften in Entwicklungsländern nur den kleinen Prozentsatz organisierter Arbeitender vertraten, das WEP aber auch im Sinne der vielen unorganisierten Arbeiter:innen umsetzen mussten. Hinzu kam die vieldiskutierte Frage, inwiefern und ab welchem Grad Arbeitsrechte und -standards die Schaffung neuer Beschäftigungsmöglichkeiten blockierten, in welchem Verhältnis die Ziele des Beschäftigungsausbaus einerseits und verbesselter Arbeitsbedingungen andererseits standen, kurz also: wie fair das Konzept für die Arbeiter:innen in den Entwicklungsländern tatsächlich sein konnte.²⁵ Der universelle Anspruch, der mit der Idee von produktiver Beschäftigung und Grundbedürfnissicherung verbunden war, stieß gerade dann an Grenzen, wenn es um die konkrete Umsetzung ging: Schließlich mussten die universellen Normen in unterschiedliche nationale Rechtskontexte implementiert und den staatlichen Voraussetzungen entsprechend unterschiedlich ausgelegt werden.²⁶ Dass es mit dem WEP und der *Basic-Needs-Strategie* doch gelang, eine Brücke zu schlagen zwischen Nord und Süd, zwischen individuellen Menschenrechten und kollektiven Arbeitsrechten, zwischen universellem Anspruch und partikularer Umsetzung, lag vor allem darin begründet, dass sie die Interdependenz der wirtschaftlichen und sozialen Probleme in der „Ersten“ und der „Dritten Welt“ betonten, die der globale Strukturwandel bedeutete. Diesen eignete die IAO als Problemzusammenhang an, der nationale Zugehörigkeits- und Problemdeutungen vor allem dann weit überstieg, wenn es um die dauerhafte, strukturelle und programmatische Neuordnung der Beziehungsweisen

²⁵ Bericht des IAA an die sechsundfünfzigste Tagung der Internationale Arbeitskonferenz: Report IV: The World Employment Programme, Genf 1971, S. 57, https://www.ilo.org/public/libdoc/ilo/1971/71B09_60.pdf [28.02.2025].

²⁶ Declaration of Principles and Programme of Action adopted by the Tripartite World Conference on Employment, Income Distribution and Social Progress and the International Division of Labour, in: IAA: Employment, growth and basic needs: A one-world problem, Genf 2/Auflage 1978, S. 179–211, hier S. 183, https://www.ilo.org/public/libdoc/ilo/1978/78B09_5.pdf [28.02.2025].

ging. Eine solche Sichtweise einzunehmen war für die IAO-Generaldirektoren und IAA-Expert:innen nicht zuletzt aufgrund der Organisationstradition möglich. Seit ihrer Gründung bestimmte die IAO die Überzeugung, dass zur Lösung internationaler Krisen mehr gehören müsse als die Schnittmenge nationaler und regionaler Strategien – eine Einsicht, die trotz aller Hindernisse eine ganz andere Aneignung der Krise der Arbeit bedingte, als das für die Gewerkschaften in ihrem nationalen Aufgabenbereich und Selbstverständnis möglich war.

Für die Diskussionen, die in der IAO über die Zukunft der Textil- und Bekleidungsarbeit geführt wurden, bedeutete das eine besondere Dynamik. Denn hier galt es zum einen für die IAO, das Konzept von geteilter Arbeit für eine Branche zu legitimieren, die Wirtschaftswissenschaftler:innen, Entwicklungswissenschaftler:innen und Arbeitsexpert:innen als besonders verfahrenes Beispiel für den globalen Strukturwandel und seine Probleme galt.²⁷ Zum anderen wurde hier die Theorie aus Genf von denjenigen diskutiert und infrage gestellt, deren sprich- und wortwörtlich täglich Brot die neuen Bedingungen der textilen Arbeitsteilung waren: den Gewerkschafts-, Unternehmens- und Regierungsvertreter:innen aus Industrie- und Entwicklungsländern, die untereinander hitzig ausfochten, was faire Arbeit eigentlich (noch) bedeuten konnte. Letztlich kulminierte ihre Auseinandersetzungen in der grundsatzkritischen Frage, inwiefern und vor allem: für wen die IAO-Arbeits- und Sozialstandards eigentlich sozial gerecht sein konnten.

Dass faire Arbeits- und Sozialstandards nämlich gerade dann kein Mittel universeller sozialer Gerechtigkeit waren, wenn sie in internationale Handelsabkommen implementiert werden sollten, war insbesondere für die textil- und bekleidungsindustriellen Vertreter:innen der Entwicklungsländer klar.²⁸ In solchen Forderungen, die zumeist von den Gewerkschaftsvertreter:innen aus Industrieländern gestellt wurden, sahen sie weniger ein Mittel zum Schutz der Arbeiter:innen in Entwicklungsländern als den Versuch ihrer Kolleg:innen im Globalen Norden, ihre Wettbewerbsfähigkeit und Teilhabe am Welthandel unter dem Deckmantel sozialer Gerechtigkeit zu begrenzen. Dabei legen die fortwährenden Diskussionen um die soziale Regulierung des Textil- und Bekleidungshandels in den IAO-Komitees einige Grundsatzkonflikte offen, die die Aushandlung

²⁷ Bericht des IAA an die neunte Sitzung des Textilkomitees: Report I, Part III: General Report: Recent Events and Developments in the Textile Industry, Genf 1973, S. 18-19, https://www.ilo.org/public/libdoc/ilo/1973/73B09_389.pdf [28.02.2025].

²⁸ [First] Tripartite Technical Meeting for the Clothing Industry (Geneva, 21 September-2 October 1964), Note on the Proceedings, Genf 1964, S. 50-60, in: ILO Historical Archives, IC 17-1-200.

der neuen Beziehungsweisen zwischen Nord und Süd durchzogen. Dazu gehörte erstens die paternalistische Haltung, die die Industrieländer gegenüber den Entwicklungsländern aus der Perspektive letzterer zum Ausdruck brachten. So betonten die Entwicklungsländer stets, dass sie keinesfalls die IAO-Normen als solche ablehnten. Viel eher war für sie die Erwartungshaltung der Industrieländer inakzeptabel, dass sie diese zu deren Zufriedenheit umzusetzen hätten – und das, ohne die Rahmenbedingungen der jeweiligen Länder oder die schlichte Tatsache zu berücksichtigen, dass viele der Standards auf die grundsätzlich andere Struktur und Bedürfnislage der Industrieländer ausgelegt seien. Eng damit verbunden war eine zweite Konfliktlinie.²⁹ Dass die Gewerkschaften aus Industrieländern sich und ihre Arbeiter:innen als „Opfer“ der Importe aus Entwicklungsländern sahen, kam für die Vertreter:innen aus dem Globalen Süden einer Absage an die wirtschaftliche Entwicklung ihrer Länder gleich. Nicht nur stellten Textilien und Bekleidung einen der sehr wenigen Bereiche dar, in denen das Exportvolumen der Entwicklungsländer überhaupt nennenswert war. Darüber hinaus sei ihr Anteil am Welthandel verglichen mit dem der Industrieländer selbst in diesem Bereich derart gering, dass es schlichtweg Aufgabe der Industrieländer sei, gewisse Opfer zu bringen. Die Entwicklungsländer hätten nämlich nichts, das sie opfern könnten und glaubten schon lange nicht mehr an die Versprechen der Industrieländer, die Handelsbeschränkungen sukzessive zu lockern und ihre Märkte weiter zu öffnen. Genau entgegengesetzt argumentierten die Gewerkschafter:innen aus Industrieländern, deren „internationale Solidarität“ mit ihren Kolleg:innen in Entwicklungsländern wortwörtlich an „ihre Grenzen“ kam, wenn sie die Pflicht berührte, die eigenen Arbeiter:innen zu schützen.³⁰ Die Einführung und Einhaltung einer Sozialklausel war für sie ein Ausweg aus dieser gewerkschaftlichen Zwickmühle.

Das eigentliche Problem im Zentrum der Komitee-Diskussionen um faire Arbeit in der TBI stellte die Gleichzeitigkeit vieler Ungleichheiten dar, deren Ambivalenzen und Widersprüche von der globalen Arbeitsteilung immer deutlicher und radikaler zutage gefördert wurden.³¹ Dass sich Ungleichheiten nämlich

²⁹ [First] Tripartite Technical Meeting for the Clothing Industry (Geneva, September – October 1964), Minutes of Plenary Sittings (P.Vs.), Sixth Plenary Sitting, Thursday 1 October 1964, 10 a.m., S. 11-15, in: ILO Historical Archives, IC 17-1-220.

³⁰ Ebd., S. 15.

³¹ Siehe Angelika Poferl: Die Verwundbarkeit der Person: Soziale Menschenrechte und kosmopolitische Solidarität, in: Minou Banafsche/Hans-Wolfgang Platzer (Hg.): Soziale Menschenrechte und Arbeit. Multidisziplinäre Perspektiven, Baden-Baden 2015, S. 121-153.

gegenseitig überlagerten, mitunter quer zueinander lagen und bestimmte Deutungskonflikte ebenso aufwarf en wie sie blinde Flecken bedeuteten, zeigt auch die explizite Beschäftigung mit weiblicher Arbeit in den Textil- und Bekleidungskomitees.³² Viele IAO-Maßnahmen und -Programme verweisen auf eine paradoxe Aneignung von Frauenarbeit. Diese verlief analog zur GTB und zum Kreisschluss von universellem Anspruch und partikularer Umsetzung der IAO-Standards. So wurde die besonders kritische Situation von Frauen zwar als Argument für die (Nicht-)Kopplung internationaler Handelsverträge an faire Arbeits- und Sozialstandards angeführt. Doch konkrete frauenspezifische Maßnahmen und Inhalte wurden nur dann ausgearbeitet, wenn es um allgemeine Frauenthemen wie den Mutterschutz ging, die eben nicht zu den spezifischen Beschäftigungs- und Arbeitsproblemen des internationalen Handels zu gehören schienen. Ihr durchaus vorhandenes Bewusstsein, dass Frauen die größte Gruppe der vom Strukturwandel Betroffenen darstellten, führte das IAA und die Delegierten der Fachkomitees also keinesfalls zu dem Schluss, dass einer ihrer wichtigsten Ansatzpunkte für die Durchsetzung fairer Arbeit, der internationale Handel mit Textilien und Bekleidung, notwendigerweise und explizit daran orientiert werden musste, welche Risiken und Chancen er für die vielen beschäftigten Frauen barg. Stattdessen dominierten die wirtschaftlichen und handelspolitischen Ungleichheiten zwischen Nord und Süd die Aushandlungen von fairer Arbeit, die weniger die Textilarbeiter:innen selbst, sondern stärker den sich zuspitzenden Nord-Süd-Konflikt zum Ausgangspunkt und Zentrum hatten – eine Entwicklung, die die Suche nach einer gemeinsamen Strategie umso schwieriger machte. Denn die Deutung der neuen internationalen Arbeitsteilung als Vorteil derjenigen Staaten, die günstiger produzieren konnten, bedingte ein Nullsummenspiel, bei dem die Erfolge der einen Seite notwendigerweise einen Schaden für die andere Seite bedeuteten.³³ Immer wieder überschatteten die verhärteten Wirtschaftsfronten Solidarisierungsprozesse in der IAO und stellten das Konzept von geteilter Arbeit im Grundsatz infrage, das auf dem Prinzip der Wechselseitigkeit und des beidseitigen Nutzens basierte.

³² Z.B. die entsprechenden Resolutions und Conclusions des Second Tripartite Technical Meeting for the Clothing Industry, September-October 1980, Note on the Proceedings, https://www.ilo.org/public/libdoc/ilo/1981/81B09_859_engl.pdf [28.02.2025].

³³ Geoffrey Renshaw: Employment, Trade and North-South Co-Operation: An Overview, Genf 1979, S. 7, https://www.ilo.org/public/libdoc/ilo/1980/80B09_178_engl.pdf [28.02.2025].

4. „Jute statt Plastik“ und die „Adler-Aktion“: Transnationale Solidarität im Lokalen?

Die Spielregeln der globalen Wirtschaft auszuloten und die Beziehungen globaler Produktion und Arbeit auszuhandeln, schickte sich auch die Aktion „Jute statt Plastik“ an. Ihren Ursprung hatte sie in der Solidaritätsgruppe *Aktion Dritte Welt Handel* (A3WH), die in den Kontext der kirchlichen Entwicklungshilfe eingebettet war. So kam es im Zuge des entstehenden Dritte-Welt-Handels Mitte der 1970er Jahre zum Verkauf sogenannter „politischer Waren“, die zunächst an Verkaufsständen und in den Fußgängerzonen, bald aber auch in den entstehenden und sich schnell verbreitenden Dritte-Welt-Läden als Diskussionsauslöser für die Entwicklungspolitische Bewusstseinsbildung dienen sollten. Dieser Ansatz gab den Startschuss für die Entwicklung des Kaffees und, etwas später, des Jute-Beutels zu einem regelrechten Symbol für fairen Konsum in der Bundesrepublik und faire Arbeit im Globalen Süden.³⁴ 1978 übernahm die A3WH, unterstützt von *Misereor* und der *Gesellschaft zur Förderung der Partnerschaft mit der Dritten Welt* (GEPA), die Idee zur Aktion „Jute statt Plastic“ aus der Schweiz, wo sie ein Jahr zuvor als „neue Entwicklungspolitische Aktion“ entstanden war (vgl. Abb. 1).³⁵

Dass die Jutebeutel aus Bangladesch kamen und von Frauen in Heimarbeit hergestellt wurden, war dabei kein Zufall, galt das Land den Jute-Aktivist:innen doch als besonderes Beispiel für die „Langzeitwirkungen kolonialer Zerstörung“.³⁶ Bangladesch verkörperte aus ihrer Sicht die gegenwärtigen Wirtschaftsprobleme vieler Entwicklungsländer: das Fehlen zuverlässiger Verdienstmöglichkeiten für die Bevölkerung aufgrund der Beschränkung von Entwicklungsländern auf die Rohstoffausfuhr, die Begrenzung der Weiterverarbeitung von Jute im eigenen Land aufgrund zu hoher Zölle und die dadurch bedingte Unter- und Nichtbeschäftigung der Menschen. Zusätzlich, so kritisierten die Aktivist:innen, führe der zunehmende Einsatz von Plastik und

34 Siehe grundlegend zur Geschichte des Fairen Handels Ruben Quaas: *Fair Trade. Eine global-lokale Geschichte am Beispiel des Kaffees*, Köln u.a. 2015 und jüngst zur Geschichte des moralischen Konsums Benjamin Möckel: *Die Erfindung des moralischen Konsumenten. Globale Produkte und politischer Protest seit den 1950er Jahren*, Göttingen 2024.

35 Jute-Aktion (Schweiz): Broschüre „Jute statt Plastic. Handarbeit aus Bangladesh. Die neue Entwicklungspolitische Aktion. Winter/Frühjahr 1977“, in: *Misereor Archiv Aachen (MAA)*, Sammlung Jute statt Plastik.

36 Martin Keiper, Harry Haas und Eberhard Bügner: *Werkbuch Jute statt Plastik, eine Aktions- & Arbeitshilfe*, hg. von GEPA und Aktion Dritte Welt Handel, Mai 1983, S. 3, in: *MAA, Sammlung Jute statt Plastik*.



Abb. 1: Jutebeutel der Schweizer Aktion vor Kampagnenposter Jute - Symbol für einen *einfachen Lebensstil*, Deutschland 1978, ausgestellt im Misereor Archiv Aachen. (Foto: Thomas Kitzel, Misereor Archiv Aachen)

Kunstfasern, etwa bei der Herstellung von Teppichen und Säcken, zu weiterem Druck auf den Rohstoffexport, der nach unten abgegeben werde und die Bäuer:innen am härtesten belaste. Die Herstellung der Jutetaschen sollte dem gegenüber bessere Verdienstmöglichkeiten bieten und Anstoß dazu geben, mehr Jute in Bangladesch selbst zu verarbeiten. Von zentraler Bedeutung war für die Aktivist:innen auch die Förderung der Ausbildung, Selbstständigkeit und genossenschaftlichen (Selbst-)Organisation von Frauen in Bangladesch. Diese sollten nicht nur durch den Verkaufserlös der Taschen in der Bundesrepublik unterstützt werden, sondern vor allem durch die Hilfe beim Aufbau von Kooperativen, der Bewirtschaftung von eigenem Land oder dem Erwerb gemeinsamer Fisch- und Hühnerzuchten. Das war ein entwicklungspolitischer Ansatz, der sich grundlegend vom Fokus der IAO auf den Beschäftigungsausbau durch die Umverteilung von Industriearbeit unterschied. Zwar wollte auch die Jute-Aktion die Weiterverarbeitung von Rohstoffen in den Erzeugerländern fördern. Allerdings ging es ihr nicht um den Aufbau neuer Industrien, sondern um die bessere Nutzung vorhandener Produktionskapazitäten und -möglichkeiten, um nachhaltige, langfristige, möglichst selbstständige Beschäftigungsmöglichkeiten für die Frauen in Bangladesch zu schaffen. Vor diesem Hintergrund mahnten die Aktivist:innen auch an: Nur wenn der erzielte Gewinn im Land bleibe und tatsächlich Einsatz für die Bedürfnisse der Bevölkerung fände, könne die Juteverarbeitung von entwicklungspolitischem Nutzen sein. Das war auch eine Kritik an den Verlagerungs- und Veredlungspraktiken, für die Multinationale Unternehmen gerade auch von der GTB kritisiert wurden.³⁷

Ihre große integrative Kraft bezog die Jute-Aktion nicht zuletzt aus einer zweifachen Aneignung der Idee von der „Einen Welt“. Das war zum einen der gemeinsame Lebensraum, der seine Bewohner:innen nicht nur aufgrund seiner wirtschaftlichen und sozialen, sondern auch hinsichtlich seiner historischen und kulturellen Interdependenzen zur gegenseitigen Verantwortung verpflichtete. Und das war zum anderen die Einzigartigkeit und Endlichkeit der Erde und ihrer Ressourcen, die gerecht verteilt und nachhaltig genutzt werden mussten.³⁸ Diese Deutung betonte anstatt Unterschiedlichkeiten und Abgrenzungen sehr

³⁷ Jute-Aktion (Bundesrepublik Deutschland): Werkbuch. Jute statt Plastik, Januar 1978, in: MAA, Sammlung Jute statt Plastik.

³⁸ Vgl. auch David Kuchenbuch: „Eine Welt“. Globales Interdependenzbewusstsein und die Moralisierung des Alltags in den 1970er und 1980er Jahren, in: Geschichte und Gesellschaft 38 (2012), S. 158-184, hier S. 161.

viel stärker Partnerschaft und Gleichberechtigung – eine Grundlage des Denkens und Handelns, die die Aktivist:innen der Umwelt- und Friedensbewegung ebenso zum integralen Bestandteil und tragenden Element der Aktion machte wie die Konsument:innen in der Bundesrepublik und die Näher:innen in Bangladesch selbst. Gemeinsam galt es, Verantwortung für die „Eine Welt“ zu übernehmen – und im gruppen- und grenzüberschreitenden lokalen Handeln faire Arbeit, fairen Konsum und eine faire Zukunft zu gewährleisten. Dabei konnte die Aktion auch deshalb so weitreichend und langfristig für ihre Sache mobilisieren, weil sie von den Einzelnen verhältnismäßig wenig Zeitaufwand und persönliches Engagement forderte und trotzdem in ihrer kollektiven Ausübung sehr schlagkräftig und erfolgversprechend war. Der Jutebeutel war mehr als eine einfache und effektive Mitmach- und Gestaltungsmöglichkeit für alle Bürger:innen: Er war eine praktizierte Alternative.

Vermeintlich private Belange der individuellen Erfahrungs- und Lebenswelt wie den Konsum zu politisieren, versuchte auf extreme Weise auch die radikal-feministische Rote Zora.³⁹ Die Brandanschläge, die sie 1987 auf verschiedene bundesdeutsche Filialen des Adler-Modekonzerns verübt, sollten nicht nur ihre Solidarität mit streikenden Arbeiter:innen bei Flair Fashion ausdrücken, einem Zulieferer Adlers in Südkorea. Ihr Protest richtete sich vor allem gegen jene gesellschaftlichen Strukturen, die sie als unterdrückend und entmündigend empfand: (sexuelle) Gewalt gegen Frauen ebenso wie die gesellschaftliche und rechtliche Fremdbestimmung, die sie beispielsweise durch überholte Rollenbilder oder die Kriminalisierung von Abtreibung zu Leidtragenden der vorherrschenden Machtbeziehungen machten.⁴⁰

Vor diesem Hintergrund war die Unterstützung der südkoreanischen Arbeiter:innen bei Flair Fashion für die Rote Zora nicht nur ein gemeinsames Aufbegehren gegen die Ausbeutungs- und Gewinnmaximierungspraktiken, die Adler stellvertretend für das Verhalten vor allem weißer Männer im kapitalistischen System repräsentierte.⁴¹ Mit ihren Sprengsätzen in den deutschen Adler-Filialen wollte die Rote Zora einerseits ihren Beitrag zur Durchsetzung besserer Arbeits-

³⁹ Siehe zur Roten Zora v. a. Katharina Karcher: *Sisters in Arms. Militanter Feminismus in Westdeutschland seit 1968*, Berlin 2018.

⁴⁰ „Widerstand ist möglich“. Die „Rote Zora“ über ihr Selbstverständnis, in: EMMA 6 (1984), S. 40-41, in: Frau- enforschungs-, -bildungs- und -informationszentrum (FFBIZ), Berlin, Box: A Rep. 400 BRD 17.20 Sammlung Ilse Lenz 54-60, Mappe: A Rep. 400 BRD 17.20-57.

⁴¹ Rote Zora: Frauenstreik in Südkorea, S. 1-2, in: International Institute of Social History (IISH), Knastarchiv, Box 103-107, Mappe104, Umschlag 444.

und Lebensverhältnisse in Südkorea leisten. Andererseits ging es ihr aber auch darum, auf die prekären Verhältnisse von Frauen in der Bundesrepublik hinzuweisen, die sich analog zur Situation der Frauen in der „Dritten Welt“ in befristeten, geringbezahlten und sozialversicherungsfreien Arbeitsverhältnissen sowie der Doppelbelastung durch Lohn- und Hausarbeit ausdrückten. Dass nicht nur die Frauen in der Bundesrepublik und der „Dritten Welt“ gegeneinander ausgespielt werden könnten, sondern auch jüngere und ältere Frauen in der Bundesrepublik selbst, lag für die Rote Zora nicht zuletzt im „Terror“ der Konsumgesellschaft begründet.⁴² Damit wollten, so die radikalen Feministinnen, die Träger und Profiteure des kapitalistischen Systems die vielen Frauen, die im Zuge der Produktionsverlagerungen arbeitsintensiver Industrien ihre Arbeit verloren hatten, nun mit dem günstigen Angebot der billig und brutal produzierten Waren bei Stange halten. Im Gegensatz zur Jute-Aktion, die zur Änderung des Konsum- und Lebensstils im Sinne einer nachhaltigen und besseren gemeinsamen Zukunft aufrief, diente die Kritik am Konsum als „Ersatz für ‚Leben‘“⁴³ der Roten Zora als zusätzliche Rechtfertigung ihrer Praktik der Gegengewalt – und als Motivation für die Brandanschläge auf die Adler-Filialen in der Bundesrepublik. Aus ihrer Sicht setzte sie damit ein Zeichen der Solidarität, das soziale, gesellschaftliche, nationale und rechtliche Grenzen überschreiten und den Frauen in der Bundesrepublik, in Südkorea und überall auf der Welt dienen konnte – und damit Ausdruck ihrer besonderen Vorstellung von feministischer Solidarität war, die in der Gegengewalt ein radikales, aber probates Aktionsmittel einer in ihrem Kampf gegen ein weltweites patriarchales, sexistisches, rassistisches und kapitalistisches System vereinten Frauengemeinschaft war.⁴⁴

Anders sahen das weite Teile der friedlichen Frauenbewegungen, allen voran Terre des Femmes (TdF) und die Koreanische Frauengruppe, die seit dem Hilferuf der Arbeiter:innen aus Südkorea intensiv mit anderen Organisationen und Initiativen, aber auch mit der Adler-Geschäftsleitung und dem Management wie Betriebsrat in Südkorea korrespondierten, das Unternehmen in der Bundesrepublik öffentlichkeitswirksam skandalisierten, mit weitreichenden Kampagnen für die Arbeitssituation von Frauen in Nord wie Süd im Allgemeinen sensibilisierten – und damit nach eigenen Aussagen eine breite Solidarisierung

42 Zur Idee des „Konsumterrors“ siehe z.B. Alexander Sedlmaier: Konsum und Gewalt. Radikaler Protest in der Bundesrepublik, Berlin 2018, S. 147–149.

43 Rote Zora: Frauenstreik in Südkorea, S. 2.

44 Ebd., S. 1–3.

der bundesdeutschen Öffentlichkeit erreichen konnten.⁴⁵ Aus ihrer Sicht hatte die Rote Zora den vielen Frauen, für die einzutreten sie vorgab, nicht nur einen „Bärendienst“ erwiesen, sondern auch die Legitimität der friedlichen Aktionsformen und der Frauenbewegungen als solcher diskreditiert.⁴⁶ Diese Vorwürfe wurden nicht zuletzt von der Angst geschürt, die revolutionäre Ausrichtung der Roten Zora und ihre durchaus als terroristisch beschreibbaren – und beschriebenen – Denk- und Handlungsweisen könnten sich negativ auf die Gesamtwahrnehmung der Ansprüche und Ziele der Frauenbewegungen auswirken – eine Angst, die sich schnell als begründet erweisen sollte. Dabei saßen TdF und die Rote Zora gleichermaßen der Dynamik eines Mechanismus auf, den sie eigentlich kritisierten: Denn der Erfolg der Neuen Frauenbewegungen bedeutete eine Bedrohung für die etablierten gesellschaftlichen Strukturen, die viele irritierte, überforderte und im Kontext des „Wertewandels“ orientierungslose (nicht nur) Männer auch als persönlichen Angriff wahrnahmen.⁴⁷ Vor diesem Hintergrund wurde ein von Behörden, Wissenschaft und Medien konstruierter Zusammenhang zwischen Terrorismus und Feminismus anschlussfähig, der vor allem junge Frauen in ihrer Kritik an bestehenden Rollen-, Geschlechter- und Gesellschaftsverhältnissen zu Terroristinnen und (Links-)Terrorismus zu einem vorwiegend weiblichen Phänomen stilisierte. Die Südkoreanische Frauengruppe hingegen kritisierte die Rote Zora vor allem dafür, mit ihren Brandanschlägen viel eher die Sensationslust der Boulevardpresse zu befriedigen statt auf die Probleme der Arbeiter:innen bei Flair Fashion aufmerksam zu machen.⁴⁸

Die Arbeiter:innen in Iri hatten indes eine ganz eigene Sicht auf den (gewaltvollen und friedlichen) Protest der Adler-Aktion in der Bundesrepublik. Obwohl sie sich für die Unterstützung bedankten, die letztlich auch Wirkung gezeigt habe, hätten nicht nur die Brandanschläge, sondern auch die Öffentlichkeit-

⁴⁵ Erklärung von Terre des Femmes e.V. zu den Brandanschlägen auf acht Adler-Filialen vom 17.8.1987, in: TERRE DES FEMMES Dokumentationsstelle (TDF), Ordner: ADLER (1), Reiter: Briefwechsel.

⁴⁶ Christa Wichterich: „Einen Bärendienst erwiesen. Die Zündeleien der ‚Roten Zora‘ gegen die Bekleidungsfirma Adler stößen in der Frauenbewegung nicht nur auf Zustimmung / Weitere Solidarisierung verhindert“, in: taz vom 21.9.1987, in: TDF, Ordner: Adler (1), Reiter: Berichte zu Terre des Femmes Aktionen.

⁴⁷ Vgl. auch Irene Bandhauer-Schöffmann: „Emanzipation mit Bomben und Pistolen?“ Feministinnen und Terroristinnen in deutschsprachigen Sicherheitsdiskursen der 1970er Jahre, in: L'Homme: Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 20 (2009), 2, S. 65-84, hier S. 65; Isabel Heinemann: Wertewandel. Version 1.0, in: Docupedia Zeitgeschichte, 22.10.2012, <https://docupedia.de/zg/Wertewandel> [08.04.2025].

⁴⁸ Koreanische Frauengruppe an die Presse und die Gewerkschaften vom 9.9.1987, in: TDF, Ordner: Adler (1), Reiter: Briefwechsel versch. Organisationen.

kampagnen im Allgemeinen ihre Lage zunächst verschlechtert. Denn mit den Filial- und Unternehmensboykotten sahen sie ihre Arbeitsplätze gefährdet und durch Übersetzungsfehler wie mangelhafte Informationslage ihre eigentliche Situation unverstanden.⁴⁹ Was also der Roten Zora als feministische Solidarität galt, konnte von den Mitgliedern der eigenen Bezugsgruppe ebenso abgelehnt werden, wie die vermeintlichen Erfolge der TdF-Solidaritätsarbeit nicht als Maßnahmen der Unterstützung in Südkorea begrüßt werden mussten. Und: So beispielhaft und wichtig die Anschläge der Roten Zora für die Aushandlung der Beziehungsweisen innerhalb der und zwischen den deutschen Frauenbewegungen, ihr Verhältnis zu Konsum, Produktion, Arbeit, Gesellschaft, Medien und „Dritter Welt“ und die Frage nach legitimen und illegitimen Protestformen war – keine Form einer vermeintlich feministischen Solidarität vermochte es, die Ausbeutungsstrukturen und -praktiken bei Flair Fashion zu durchbrechen. Dass sich die Arbeiter:innen in Iri im Zuge des 1991 erneut aufflammenden Konflikts mit Flair Fashion, nun einer anderen deutschen Firmenkette zugehörig, allerdings erneut an TdF, nicht aber an die Rote Zora wandten, dürfte dennoch als eindeutiges Zeichen gewertet werden können.⁵⁰

Insgesamt zeigt die Kritik der Jute- und Adler-Aktionen an den Logiken und Manifestationen der Konsumgesellschaft auch, dass die Bereitschaft zur Hilfe immer auch mit der Erfüllung eigener Erwartungen zusammenhing und mit der Gestaltung der neuen Beziehungsweisen immer auch die Durchsetzung eigener Ansprüche und Vorstellungen verbunden war. Konsum, das bedeutete nicht nur Ausbeutung und Unterdrückung in der „Dritten Welt“, sondern auch Manipulation und politisch-gesellschaftliche Apathie in der „Ersten Welt“ sowie die Zerstörung der Lebensumwelt. Die Suche nach neuen Formen des Zusammenlebens und Konsumierens war ebenso Nährboden für ihre Ideen und Praktiken von fairem Konsum wie dieser die Kritik an den bestehenden Formen verkörperte. Die Verschränkung von Fairem Handel und alternativer beziehungsweise radikaler Konsumkritik drückte sich nicht zuletzt darin aus, dass zusehends der Konsum von (Massen-)Waren anstelle ihrer Produktion als Wurzel – und Lösungsansatz – der problematisierten Ungerechtigkeits- und Fehlstrukturen in den Fokus rückte. Damit waren nicht nur die

⁴⁹ Die Flair-Fashion Affaire aus der Sicht eines Großteils der Arbeiter(innen) vom 10.9.1987, S. 1, in: TDF, Ordner: Adler (3), Reiter: 1. Briefe/Erklärungen/Berichte von den Arbeiterinnen in Südkorea.

⁵⁰ Peter Lessmann: „Südkorea: Deutsche Firma sperrt aus“, in: taz vom 16.6.1991, [https://taz.de/!1715264/\[28.02.2025\]](https://taz.de/!1715264/[28.02.2025]).

Bewegungsaktivist:innen selbst zentrale Akteur:innen, sondern vor allem die Konsument:innen und Anbieter:innen der Waren. Fairer Konsum bedeutete in diesem Sinne nicht nur den Appell an das Mitgefühl und die Anteilnahme mit den Andern, sondern versprach auch eine Art Selbstbefreiung durch gemeinsames Handeln.

5. Zusammenfassung

Mit Blick auf die Forschung zur Labour History und aktuelle Debatten um Solidarität lässt sich zunächst bilanzieren, dass sich die Globalisierung von Arbeit und Produktion nicht in internationalisierten Wirtschafts- und Arbeitsbeziehungen und neuen Beschäftigungs- und Berufsstrukturen erschöpfte. Sie stellte vor allem auch die Frage nach den moralischen Grundsätzen und sozialen Implikationen der neuen Produktions- und Arbeitswelten. Es war also gerade die vielbeschriebene und beklagte Krisenphase der Industriearbeit in den 1970er und 1980er Jahren, in der der Grundstein für die Aushandlung einer neuen „moralischen Ökonomie“ gelegt wurde – und deren Untersuchung ein beseres Verständnis der gegenwärtigen Debatten um das „Lieferkettengesetz“ erlaubt. Zweitens: Bei aller Kritik an den kapitalistischen Verwertungslogiken und Profitpraktiken stand keine der Gruppen dem Kapitalismus grundsatzkritisch gegenüber. Statt das System zu revolutionieren oder gar abzuschaffen, stand immer dessen Verbesserung im Sinne der eigenen Zielgruppe im Zentrum der Forderungen. Dass die Vorzüge des Kapitalismus durch eine bessere Regulierung (GTB), eine gerechtere Verteilung (IAO), eine verantwortlichere Gestaltung (Jute statt Plastik), oder emanzipatorische Nutzung (Tdf) letztlich allen zugutekommen sollten und konnten: Das war der Konsens, dem sich allein die radikalen Feministinnen der Roten Zora verweigerten. Deren Idee einer vermeintlich feministischen Solidarität scheiterte auch daran, dass ihre Gegen gewalt als stellvertretender Ausdruck des revolutionären Zorns letztlich die Gefahr barg, feministischen Protest als ganzen zu delegitimieren. Diese Frage nach der Rechtmäßigkeit, den Möglichkeiten und Grenzen des Protests führt mitten hinein in aktuelle Debatten über zivilgesellschaftlichen Aktivismus und zivilen Ungehorsam, die vor dem Hintergrund der Klimaproteste gerade intensiv in den Sozialwissenschaften geführt werden.

Der historischen Forschung vermag die Studie einen besonders wichtigen Impuls zu geben. Denn diese hat bislang nur allzu oft außenvorgelassen, dass die Krise - vor allem die in der TBI - auch ein Geschlecht hatte. Die vielen beschäftigten Frauen stellten den überwältigenden Großteil der Betroffenen dar. Umso wichtiger erscheint ein zentraler Befund der Studie. Denn gerade in der Frauenindustrie rückten die eigentlichen Probleme der Frauen nicht ins Zentrum. Während die besondere Notlage von Frauen der GTB und IAO stets als zentrale Rechtfertigungsstrategie von fairer Arbeit diente, blieben konkrete Ansätze zur Verbesserung ihrer Situation aus. Die strategisch-moralische Aufladung von Frauenarbeit einerseits und ihre inhaltliche Begrenzung auf allgemeine Frauenthemen andererseits war Ausdruck einer strukturell verankerten Ungleichheit, die nicht zuletzt den ausschlaggebenden Grund für den revolutionären Kampf der Roten Zora gegeben hatte und viele Gewerkschafterinnen ihrer Zeit auch in der GTB umtrieb. Zuletzt sei hervorgehoben, dass die unterschiedliche Aneignung der Krise durch die Akteur:innen zu bestimmten Stoßrichtungen von fairer Arbeit führte, die zeigen, dass sich wert- und zweckrationale Begründungsweisen von Solidarität und fairer Arbeit keinesfalls ausschließen mussten. Ganz im Gegenteil verweist das breite Spektrum zwischen altruistischen Handlungsweisen und solchen, die primär am Nutzen der eigenen Gruppe orientiert waren, auf das Ringen um die Neujustierung der sozialen Bedingungen globaler Arbeitswelten, die der sozio-ökonomische Wandlungsprozesses der 1970er und 1980er Jahre angestoßen hatte. Gerade in der TBI flatterte das Band der Solidarität nicht einfach über ihren Arbeiter:innen und Gewerkschaften. Viel eher musste es an vielen Stellen entwirrt oder sogar neu geknüpft werden, was zeigt: Solidarität *selbst* ist Arbeit - nicht nur für diejenigen, die über sie schreiben.

Kornelia Rung hat in Augsburg Geschichte und Englisch studiert. Sie war bis August 2023 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte und ist seitdem in der freien Wirtschaft tätig.



Heft 1: Melina Teubner: „A arte de cozinar“. Sklavenschiffköche, Ernährung und Diaspora im südlichen Atlantik 1800-1870

Heft 2: Olga Sparschuh: Für eine europäische Geschichte der Arbeit. Italienische Migration in Turin und München, 1950-1975

Heft 3: German Labour History Association (Hg.):
Thomas-Welskopp-Dissertationspreis 2024

Philipp Krauer: Schweizer Söldner in Niederländisch-Ostindien.
Militärische Arbeitsmigration und koloniale Verflechtungen im 19. Jahrhundert
Kornelia Rung: International, feministisch, fair? Textile Arbeitswelten
und Solidarität im Strukturwandel



ISSN 2702-2439



9 772702 243009 >